Carl Renatus Hausens
Allgemeine
Bibliothek
der Geschichte
und der
einheimischen Rechte
in Deutschland.

Des ersten Bandes dritter Theil.

Halle,
Gedruckt und verlegt von Joh. Jac. Curt, 1767.

Inhalt
des dritten Theils
der allgemeinen
Bibliothek der Geschichte
und der einheimischen Rechte
in Deutschland.

1) Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten von ihrem Ursprunge an, bis auf die neuern Zeiten, aus sichern Schriften verfasset. Neunter Theil. Heilbronn 1767.

2) Abhandlung von der Geschichte der Reichsgrundgesetze. Frankfurt und Leipzig 1767.

3) Allgemeine Biographie von Johann Matthias Schröhk, erster Theil. Berlin 1767.

4) Vom falschen Religionseifer. Berlin 1767.

5) Geschichte Franz des ersten, Königs von Frankreich, von Herrn Gaillard aus dem französischen übersetzt. Erster Theil Braunschweig 1767.

6) Histoire de Bertrand du Guesclin, Comte de Longueville, par M. Guyard de Berville. Paris 1767. II. Tomes.

7) Versuch über wichtige Wahrheiten zur Glückseligkeit der Menschen, von einem redlich gesinnten Schweitzer. 1768.

8) Zu

8) Zu des Herrn von Blainville Reisebeschreibung besonders durch Italien, zwey Zusätze. Lemgo 1767.

II. Kleine Schriften und Abhandlungen.

1) Elogium Io. Friderici Burgii, Auctore Christiano Adolpho Klotzio. Halae MDCCLXVII.

2) Johann George Friedrich Franz von der genauen Uebereinstimmung geschickter Lehrer in öffentlichen Schulen mit den größten Staatsmännern. Leipzig 1767.

3) Die Religion nach der Politik, entworfen von H. - Dessau 1767.

4) Heinrich Ferdinand Christian Freyherr von Lynker Nachricht von den Vorzügen, und der Titulatur eines römischen Königes, auch desselben Erhöhung zum kayserlichen Throne. Halle 1768.

5) Dissertatio de successione filiorum in res vtensiles maternas ex juribus ciuitatum Dresdensis et Lipsiensis Auctore Augusto Friderico Schotto. Lipsiae MDCCLXVII.

6) Dissertatio de Principe illustri Eberhardo miti, Auctore Ludouico Iosepho Uhland. Tübingen 1765.

7) Das gelehrte Deutschland von G. C. Hamberger. Zweyter Abschnitt. Lemgo 1768.

8) Nachtrag zu den Briefen der Lady Montague. Leipzig 1767.

III. Leben und Charakter Christian August Crusius.

Allge-

Allgemeine Geschichte der bekannten Staaten von ihrem Ursprunge an bis auf die neuern Zeiten aus sichern Schriften verfasset. Neunter Theil, welcher das Ende der Geschichte von Frankreich enthält; oder der französischen Geschichte fünfter Band. Heilbronn. 1767. 976 Seiten in 8vo.

Seit einiger Zeit hat sich die Cultur der Geschichte, wenigstens nach dem Eifer der Schriftsteller, und nach der Menge der Geschichtsbücher zu urtheilen, in Deutschland ungemein ausgebreitet. Wir erhalten grosse Werke, Systeme, Originale, und Copien; nur an die kleinste Gattung der historischen Schrif-

ten, an die Lehrbücher, will noch kein Geschichtschreiber denken, und sie mit mehrern Geschmack, als bishero geschehen ist, abfassen. Ist aber wohl Hofnung, daß sich der Geschmack der Deutschen in der Geschichtskunde völlig ausbilden, und daß die Neigung zur Erlernung der Geschichte immer stärker sich ausbreiten werde; so lange noch auf Schulen und auch auf Universitäten jene schrecklichen Namen eines **Cellarius, Freyers, Zopfs, Hilmar Curas**, (und wie viele andere können die Leser nicht noch selbst hinzusetzen,) als Wegweiser gewählet werden, um die Jugend zu dem grossen Unterrichte vorzubereiten, den sie eigentlich aus der Geschichte erlangen soll. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß man anfienge auch in diesem Fache, die Barbarey zu vertilgen. Und diese Beschäftigung würde immer von grössern Nutzen seyn, als die Abfassung eines sehr unvollkommenen Originals, und einer bisweilen noch weniger als mittelmässigen Copie!

Die Geschichte, welche wir hier anzeigen, ist mit Beyfall aufgenommen worden, (ich rede hier von den Theilen der französischen Geschichte) und der geschickte Verfasser derselben, der Herr Rector **Schlegel** in Heilbronnen, hat mit einer lobenswürdigen Belesenheit, guten Geschmack und andere Einsichten glücklich verbunden. Wenn wir überhaupt unser Urtheil von dieser Staaten-**Geschichte** sagen sollen, so können wir sie nicht anders als billigen. Denn so viele Lehrbücher zu

der

der europäischen Staaten-Geschichte auch schon herausgegeben sind, so hat es uns doch gleichsam an einem Systeme gefehlet, welches mehrern Stoff enthielt, als ein Lehrbuch, und auf der andern Seite nicht die Weitläuftigkeit hatte, die man nur in der Quelle selbst suchet. In dieser Betrachtung aber hätte der Plan auch weit mehr abgekürzet werden sollen, und die englische Geschichte sowohl als die französische haben schon die ihnen bestimmten Gränzen weit überschritten. Der Plan einer europäischen Staaten-Geschichte hat ausserdem, wenn man ihn nicht sehr sorgfältig überdenket, eine andere, viel grössere Unbequemlichkeit. Seit dem sechzehenten Jahrhundert, haben die Völker des südlichen Europens entweder beständige Kriege unter einander geführet, oder doch sonst unaufhörlich in einer Verbindung mit einander gestanden, von welcher Verbindung Bündnisse, Unterhandlungen, und andere Begebenheiten die Folgen gewesen sind. Mithin enthält seit dieser Periode die englische Geschichte eben die Materialien zu den grossen Begebenheiten, als die französische, u. s. w. Keine andere Beschaffenheit hat es mit den Völkern des nordischen Europens, und auch hier laufen die Begebenheiten bey jedem Staate gleichsam wieder zusammen. Die Wiederholung dieser Begebenheiten nach dem Plane unserer Verfasser, war ohnvermeidlich, also kann man z. B. die Beschreibung der Schlacht bey Höchstädt in der Geschichte von Engelland, und

in der Geschichte von Frankreich lesen, in den folgenden Theilen aber noch einmal erwarten. Allein diesen Fehler haben unsere Schriftsteller mit allen andern Geschichtschreibern gemein, und vielleicht ist es keine ganz unnöthige Frage, welcher Plan ist der richtigste zu einer europäischen Staaten-Geschichte? und besonders wie kann diese Einförmigkeit des Vortrages, und diese Wiederholung der Begebenheiten am glücklichsten vermieden werden? Die Zergliederung dieser Frage verdiente eine eigene Abhandlung, und wir haben genug geleistet, wenn wir einem Kenner von grössern Talenten Gelegenheit geben, seine Gedanken hiervon zu entwerfen.

Dieser fünfte Band der französischen Geschichte, welchen wir vor uns haben, enthält die Geschichte **Ludewig** des XIV., vom Jahre 1643. bis auf seinem Tod 1715. Nach welcher Absicht, und besonders aus welchen Geschichtschreibern der Verfasser die Begebenheiten vorgestellet hat, können wir nicht besser, als mit seinen eigenen Worten anzeigen: **Henaut** war mir zwar bey diesem Theile sagt der Verfasser, noch sehr brauchbar; alle andere, den Pater Daniel ausgenommen, hatten vor Ludewig dem XIV. aufgehöret. Dessen historisches Tagebuch aber der Regierung Ludewig des XIV, verdienet allen den Tadel, womit es der Professor Hausen sowohl in seinem Versuche, als in der pragmatischen Geschichte des 18ten Jahrhunderts beleget hat. Ich mußte also theils zu

den

den häufigen **Memoiren**, die wir von diesen Zeiten haben, theils zu den besondern Geschichtschreibern des Königes, theils zu den Geschichtsbüchern anderer Staaten meine Zuflucht nehmen, und aus denselben dasjenige heraus suchen, was mein Plan erforderte. Man wird diejenigen Schriften von der ersten Art, die ich gebrauchet habe, leicht aus den Allegaten bemerken können. Von den Schriften der zweyten Art habe ich die meisten unter denjenigen zu Hülfe genommen, die in Hausens Critischen Entwurfe einer Bibliothek zu der Geschichte des 18ten Jahrhunderts sehr richtig sind beurtheilet worden. Und aus den Schriften der dritten Art ist mir insonderheit des vortreflichen Burnets Geschichte seiner Zeit, und die Geschichte der vereinigten Niederlande, wie auch Puffendorfs historische Werke, und in Ansehung der neuern Zeiten, Professor Hausens politische Historie des achtzehnten Jahrhunderts, ja selbst der Versuch derselben bey einigen Beurtheilungen und Charakteren wohl zu statten gekommen. Aus diesen Schriften hat demnach der Verfasser seine Materialien entlehnet, bey der Vorstellung aber selbst, einzig und allein die Begebenheiten der weltlichen Geschichte sich zur Erzählung gewählet, und die Kirchen- wie auch Gelehrten-Geschichte bey diesem Theile völlig mit Stillschweigen übergangen. Nach der Chronologischen Reihe der Jahre, sind die einzeln Gegenstände unter einander verknüpfet; zu noch mehrerer Deutlichkeit aber gewisse Haupt-Epoquen festgesetzet worden, welche den Uebergang zu

grossen Begebenheiten erleichtert haben. Diese Ordnung hat der V. auch bey den vorhergehenden Theilen beobachtet. Die Geschichte Ludewigs des XIV. wird in sechs Büchern beschrieben, wo jedes einen gewissen festgesetzten Zeitpunkt in sich begreifet. Ein fleissiges Nachforschen der vorhergehenden Schriftsteller, eine größtentheils gut getroffene Wahl, eine oft richtige Entwickelung der Begebenheiten nach den Triebfedern, und endlich ein Ausdruck, der weder rednerisch und unnatürlich, noch auch matt, einfach und trocken genennet zu werden verdienet; diese Vorzüge einer guten Geschichte können wir bey diesem Theile, noch weit mehr anpreisen, als bey den vorhergehenden Theilen dieser französischen Geschichte. Die allgemeine Betrachtung über die Regierung Ludwigs, welche dem Verfasser den Weg bahnet, selbst zu seinem Gegenstande fort zu gehen, ist zwar nicht mit jenem Geiste der Begeisterung, mit dem die Geschichtschreiber Roms und Griechenlands gleich bey dem Anfange ihrer Erzählung, das Herz der Leser völlig zu gewinnen wissen, abgefasset, aber es hat doch diese Betrachtung einen gewissen Schwung, der immer ein gutes Vorurtheil von dem Schriftsteller erwecken kann. Die Geschichte Ludwigs des XIV. ist so merkwürdig, sagt unser Verfasser, und an grossen Begebenheiten so fruchtbar, daß sie ein eignes Geschichtsbuch verdienete. Die sechzig ersten Jahre seiner Regierung sind alle durch Eroberungen von Städten, gewonnenen Schlachten, und wichtigen Unterhandlungen ausgezeichnet.

Sein langes Glück wurde durch grosse Unglücksfälle unterbrochen, die sich aber endlich mit Sieg und Ruhm endigten. Allein es ist doch insbesondere für einen Deutschen sehr schwer, bey Beschreibung dieser grossen Begebenheiten die Gesetze der Geschichte überall zu beobachten. Die Begeisterung, mit welcher die meisten Franzosen die Thaten ihres grossen Ludewigs erheben, kann auch einen wahrheitliebenden Schriftsteller verführen. Und das Unglück, in welches seine Eroberungsbegierde Deutschland und Frankreich selbst gestürzet hat, kann einen Patrioten und Menschenfreund gar leicht auf Abwege verleiten, in dessen Augen der Eroberer eine Geisel des menschlichen Geschlechts, und seine Geschichte eine Beschreibung des Unglücks der Völker ist u. s. w. Unter diejenigen grossen Begebenheiten, welche der Verfasser sehr gut aus einander gesetzet, und auch angenehm vorgestellet hat, gehören vorzüglich S. 286. und folg. die Vergleichung zwischen den beyden Cardinälen **Richelieu** und **Mazarin**; Die Geschichte des Jahrs 1685., in welchem **Ludewig** das Edict von Nantes widerrufte; die Friedens-Unterhandlungen zu Haag 1709. und zu Gertrüdenberg 1710. Bisweilen hat der Verfasser auch die Charaktere der vornehmsten Personen abgezeichnet, unter welchen besonders der Charakter Ludewig des XIV. gelesen zu werden verdienet. Wir wollen denselben abcopiren, da ausserdem ein Auszug aus dem ganzen Theile unnöthig seyn würde. Niemals hat Europa (S. 970.) eine so lange und kriegeri-

gerische Regierung gesehen; und wenn die Eroberungsbegierde eines Regenten, zugleich das Glück der Unterthanen befestigen könnte, so würde Frankreich auch nie eine glücklichere gesehen haben. Ludwig der XIV. hatte fast beständig die Waffen in den Händen. Sein Glück befestigte seinen Geschmack am Kriege, und die Schmeicheleyen, die man ihm wegen seiner Siege machte, verwandelten seinen Geschmack in eine Leidenschaft. Zum Unglücke mußte er einen **Luvois** an der Seite haben, welcher dieselbe aus Eigennutz ernährte. In der That hatte Ludewig der XIV. den ausserordentlichen Geist nicht, den ihm seine Schmeichler beylegten. Wenn aber seine zügellose Begierde nach Ehre eine rechtmässige Einschränkung, seine natürliche Großmuth eine bessere Richtung, und seine nicht geringen Talente eine glücklichere Bildung in der Jugend erhalten hätten; so würde sein Ruhm bey Kennern der Verdienste noch viel grösser worden seyn, als er bey seinen Schmeichlern wirklich war. Seine meisten Kriege wurden nicht aus Noth, oder Liebe zur Gerechtigkeit, sondern aus Ruhmsucht und Vergrösserungsbegierde angefangen, und oft mit Verletzung der heiligsten Verträge fortgesetzet. Die stolzen und betrüglichen Beynahmen eines Grossen und Unüberwindlichen, schmeichelten seiner Leidenschaft dergestalt, daß er um dieselben zu erkaufen, das kostbarste Blut seiner Unterthanen und Nachbarn vergiessen ließ. Seine meisten Unterthanen wurden arm, indem sich seine Finanzbedienten bereicherten, und er selbst

eine Provinz nach der andern überwältigte, und seine Siege preßten den Franzosen oft mitten unter den Lobgesängen, die sie darüber anstimmen mußten, Thränen aus. Er war der erste Monarch, der die grossen regelmässigen Armeen in Europa aufbrachte, und seine Armeen zu Kriegesschulen machte, wo die Fremden begierig lerneten. Das Glück war ihm in allen Kriegen günstig, so lange **Colbert** und **Louvois** die Staats-Angelegenheiten besorgen konnten, und **Conde, Türenne** und **Luxenburg** an der Spitze seiner Armeen stunden. Kaum waren diese nicht mehr, so fiel der Handel, und die Seemacht, und auch zu Lande wurden seine Waffen unglücklicher und verachteter. Seine wenige Treue bey den Verträgen, seine Verstellung und Heucheley, sein übermässiger Stolz, und seine übertriebene Neigung zur Pracht, wurden das Sprichwort der Ausländer, das Unglück seiner Unterthanen, und die Bewunderung der Einfältigen. Sein Hof war der prächtigste, den jemals Europa gesehen hat. Aber die 2000 Millionen Livres Staatsschulden, die er hinterließ, waren in Europa eben so ungewöhnlich, als die morgenländische Pracht, die er einführte. Sein Verfahren mit Genua und Holland, die Unterdrückung der Elsassischen Städte, die aller Staatskunst widersprechenden Maßregeln gegen die Reformirten, seine Ausschweifungen in der Liebe, welche die Sitten seiner Unterthanen ansteckten, und sein sclavischer Gehorsam gegen die Frau von **Maintenon** haben seinen Ruhm eben so erniedriget, als seine Neigung gegen Künste und

Wissenschaften ihn erhoben hatten. Die Geschichte der Gelehrsamkeit wird den Namen Ludewigs des XIV. allezeit mit Verehrung aussprechen. Alle Arten von Künsten und Wissenschaften, die Alterthümer, die Beredtsamkeit, die Dichtkunst, die Malerey, die Bildhauerkunst, die Musik, erreichten unter ihm eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Unter ihm hatten die schönen Künste in Frankreich so gut, als unter dem Kayser August in Rom, ihr güldenes Zeitalter. Die Alterthümer wurden durch einen **Mabillon, Montfaucon, du Chesne, du Cange,** und **d'Achery** zu einer grössern Vollkommenheit gebracht. Die Beredtsamkeit prangete mit einem **Fenelon, Bossuet, Bourdaloue, Flechier.** Die Dichtkunst hatte ihre **Corneilles**, einen **Boileau, Fontaine, Moliere, Racine. Poußin, le Brun, Rigault**, zierten die Malerey; **Sarasin** und **Desjartins** die Bildhauerkunst, und **Lulli** die Musik. Ludewig der XIV. breitete seine Neigung gegen die Künste auch auf auswärtige Staaten aus, und unterstützete daselbst viele Gelehrte mit ansehnlichen Gnadengeldern. Kurz, die Regierung Ludewigs des XIV. ist derjenige Zeitpunkt, von welchem man die zweyte Verbesserung der Künste und Wissenschaften anrechnen muß, die sich eben so wie die erste, die in Italien anfieng, bald auf das übrige Europa fortgepflanzet hat. In den letztern Jahren seines Lebens mußte er ein Unglück über das andere erfahren. Allein bey allen diesen Widerwärtigkeiten zeigete er mehr Muth,

als man hätte vermuthen sollen, welcher ihn auch bey dem Anblicke des Todes nicht verließ. Die anständige Freymüthigkeit, diese so vorzügliche Eigenschaft eines guten Geschichtschreibers, macht diesen Charakter lehrreich, und wir billigen sehr die Aufrichtigkeit unsers Verfassers, nach welcher er nicht die Tugenden und Verdienste Ludewigs mit Stillschweigen übergehet, aber auch mit eben der Liebe zur Wahrheit keine einzige von seinen Thorheiten und Ausschweifungen dem Leser verbirget. In den meisten Geschichtsbüchern zu der Regierung Ludewigs des XIV., wird man diesen Fehler bemerken. Die Franzosen wissen kaum Worte zu finden, um diesen grossen Geist abzuschildern, und die Engländer und Deutschen wenden gleichsam alle Beredtsamkeit an, um alle seine Einsichten und Charakter so tief zu erniedrigen, und seinen Namen so verächtlich zu machen, als nur immer möglich ist. Der Verfasser hat **Ludewigen** gerade von derjenigen Seite betrachtet, als wir ihn vor einiger Zeit beurtheilet haben. Ein sehr falsches Urtheil hat vor einiger Zeit Herr **Smollet** von ihm niedergeschrieben, da er ihm alle Tugend und alles Verdienst abspricht. Wie er denn seinen Charakter also beschließt: Man könnte fast sagen, ihm sey der Name des Grossen zum Spott beygeleget worden. Uebrigens hat der Verleger, mit der Fortsetzung dieser Staaten-Geschichte, eine Veränderung vorgenommen. Es werden künftig ausser Herrn Schlegel noch verschiedene andere Gelehrte, diese Geschichte abfassen,

und den ersten Theil der Geschichte Deutschlands kann das Publicum nächstens erwarten, ich aber selbst werde auf Verlangen, jedem Theile eine Vorrede beyfügen. Der Verleger hat wegen der neuen Einrichtung dieses Plans eine besondere Nachricht an das Publicum bekannt machen lassen.

Abhandlung von der Geschichte derer wichtigsten deutschen Reichsgrundgesetze. Frankfurt und Leipzig 1767. 398 Seiten in 8vo.

Da sich eine praktische Kenntniß unsers deutschen Staatsrechts, vorzüglich auf eine richtige Auslegung der vornehmsten Reichs-Grundgesetze, und auf eine unpartheyische Anwendung derselben auf unsere deutsche Verfassung gründet; so verdienet die Bemühung des Verfassers um die Geschichte dieser Gesetze Beyfall. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche überhaupt von den wichtigsten ältern und jüngern deutschen Gesetzen handelt, hat der Verfasser dieses Buch in acht Hauptstücke abgetheilet. Das erste Hauptstück erkläret die güldene Bulle Seite 29-68; das zweyte den andfrieden S. 69-100; das dritte die Kammer-Gerichtsordnung S. 101-129; das vierte die peinliche

liche Hals-Gerichtsordnung S. 130-138; das fünfte den Religionsfrieden S. 139-190; das sechste den westphälischen Frieden S. 191-340; das siebende die Reichs-Hofraths-Ordnung S. 340-361; und das achte die kayserliche Wahlcapitulation S. 362-398. Der besondere Plan des Verfassers ist dieser, daß er jederzeit die vornehmsten Schriftsteller anführet, hierauf die Begebenheiten erzählet, welche vor Errichtung des Gesetzes vorher gegangen sind, und endlich den heutigen Gebrauch derselben bestimmet. Den Ursprung der ältesten deutschen Gesetze (S. 6.) setzet der Verfasser in die Periode, zu welcher die bekannten Wanderungen der Völker erfolgeten, und redet daher von dem **Salischen**, **Ripuarischen**, und andern Privatgesetzen der deutschen Völker. Er gehet hierauf (S. 9-11.) auf die bekannten Capitularien fort, redet alsdenn von dem **Kayserrecht** (S. 12.), von dem bekannten Sachsen- und Schwabenspiegel (S. 14-20.), und beschliesset diese Einleitung (S. 22-28.) mit Erzehlung der schon bemerkten Reichs-Grundgesetze. Ehe noch der Verfasser in dem ersten Hauptstücke, die Geschichte der güldenen Bulle selbst vorträgt, untersuchet er die Frage: ob Deutschland vor Errichtung der güldenen Bulle ein Wahl- oder Erbreich gewesen sey? Der Verfasser billiget die Meynung dererjenigen, welche den deutschen Völkern die Wahlfreyheit auch in den ältern Zeiten zueignen. Diejenigen, welche die entgegengesetzte Meynung behaupten, haben besonders folgende zwey Gründe. Der erste

ist

ist, weil, wenn es einem Hause gelungen, (§. 4.) sich auf dem Kayserthrone feste zu setzen, die von demselben abstammende Prinze jederzeit nach der Ordnung der Erbfolge über Deutschland geherrschet hätten, und daß zweytens die carolingischen Könige nicht vermögend gewesen wären, unter sich so viele Theilungen des Reichs vorzunehmen, wenn das Volk die Wahlfreyheit gehabt hätte. Beyde Einwürfe, sagt der Verfasser im 5ten §. sind leicht zu beantworten. Denn es ist zwar wahr, daß meistentheils die Deutschen bey einem einmal regierenden Hause geblieben sind. Hieraus aber kann kein Erbrecht gefolgert werden, da alle Prinze durch keinen andern Weg, als durch die Wahl zur Regierung gelanget sind. Bey dem andern Einwurfe wider die Wahlfreyheit sagt er: (§. 6.) daß diejenigen Theilungen, welche in Ruhe und Einigkeit vollzogen wurden, allererst durch die Einwilligung des zusammenberufenen Volks ihre Gültigkeit erhalten hätten. Wir billigen völlig diese Meynung des Verfassers, und selbst die Geschichte Deutschlands bestätiget sie gleichsam. Der Verfasser hat dahero auch selbst die **Wahlen** von Pipin an, bis auf Carl den vierten (§. 8-27.) betrachtet. Carl der vierte errichtete die güldene Bulle (§. 32.). Der erste und vornehmste Endzweck, den er durch dieses Gesetz zu erreichen suchte, war dieser: alle Irrungen und Zweydeutigkeiten, welche bey König- oder Kayser-Wahlen entstehen konnten zu unterdrücken. Wenn man diese Ursachen einmal annimmt, so ist der besondere Inhalt

dieses Gesetzes, als z. E. die Veranlassung warum die Churstimme auf die Churlande gelegt, und verordnet worden, daß solche ewig und untheilbar seyn sollen, (andere Beyspiele mit Stillschweigen zu übergehen) gar leicht zu erklären. Diesen besondern Inhalt erläutert der Verfasser noch weiter im 33 und 34sten §. und beschliesset dieses Hauptstück mit einer sehr kurzen und seichten Nachricht von den Urschriften der güldnen Bulle. Unter den Schriftstellern, die er bey diesem Reichsgesetze angeführet hat, fehlet der neueste der bekannte **Herr von Olenschlager.** Bey dem zweyten Hauptstücke hat der Verfasser zuerst eine kurze Geschichte der **Befehdungen** (§. 38-41.) in Deutschland voraus geschickt. Schon unter den Kaysern sächsischen Stammes, wurde diesen eigenmächtigen Ueberfällen (§. 43.) **die Strafe des Hundetragens** entgegen gesetzet. Von den fränkischen Kaysern besitzen wir selbst noch einige wegen des Landfriedens ergangene Verordnungen. Vorzüglich aber sind die Bemühungen der Kayser **aus dem schwäbischen Hause Hohenstauffen**, um die Ruhe wieder herzustellen, merkwürdig. Der Verfasser bemerket hierauf die Reichssatzungen vom Landfrieden von Friedrich dem ersten, bis gegen das Ende der Regierung Friderichs des dritten, (§. 45-54.) und kömmt endlich auf den königlichen Landfrieden zu **Worms** in dem Jahre 1494. Carl der fünfte vermehrete diesen maxischen Landfrieden im Jahre 1521. (§. 58.) mit einer eignen Verordnung, die er ebenfalls einen Landfrieden nennte, und in fol-

gendem Jahre mit einer Erklärung versah. In dem dritten Hauptstücke von den Kammer-Gerichtsordnungen, hat der Verfasser zuerst (§. 61.) den Zustand der Gerichtsbarkeit unter den **Merowingern** und **Carolingern** beschrieben. **Die merowingischen Könige** und auch die **carolingischen** wohneten den Gerichtstagen persönlich bey. Bis auf Friedrich den ersten (§. 62.) kann man keine Spuren eines besondern Hofgerichts entdecken. Friedrich der zweyte verordnete **einen eigenen Hofrichter**, welche Verordnung von Rudolph dem ersten 1289. und von Adolphen von Nassau 1293. bestätiget wurde. In den folgenden Zeiten erfolgte mit dem Hofgerichte keine Veränderung; (§. 63.) unter dem Kayser Friederich dem dritten aber erhielt solches den Namen des Kammergerichts. Bis dahin hatte das Hofgerichte alles dasjenige, was für die drey andere im Reich befindliche Hofgerichte, und denselbigen unterworfene Landgerichte nicht gehörete, untersuchet. Staats- und Lehnssachen wurden vor den Hofrath gezogen. Zu solchen Geschäften aber, welche weder von dem Hofrathe noch von dem Hofgerichte besorget werden sollten, wurden mehrmalen Cammercommissionen bey Hofe niedergesetzet, bis endlich Friedrich der dritte das Hofgerichte stillschweigend in ein Kammergerichte verwandelte, wodurch dasselbe nicht nur einen neuen Namen, sondern auch mehrere Beysitzer und Gewalt erlangete. Diese Veränderung (§. 64.) geschahe ums Jahr 1441. da eben ein Entwurf bekannt wurde, nach welchen das mit 16 Personen

zu besetzende Kammergericht vier Hofgerichte, ein jedes Hofgerichte vier Landgerichte, und jedes Landgericht wiederum vier Freygerichte unter sich haben sollte. Allein dieser Entwurf (§. 65.) hatte mit andern die unter Friedrich dem dritten abgefaßt worden sind, ebenfalls keinen glücklichen Erfolg. Denn der Landfriede und die Verbesserung der Gerichtsverfassung stunden zusammen in der genauesten Verbindung; da nur jener durch die frankfurtische Reformation von 1442 zernichtet wurde, so konnte auch wegen der Reichsgerichte keine Verordnung vollzogen werden. Maximilian der 1ste wurde allererst (§. 67) der Stifter des Kammergerichts, es wurde anfangs in Regenspurg, nachmals bey seiner Anwesenheit in den Niederlanden, in verschiedenen dortigen Städten, und endlich im Jahre 1495 zu Worms gehalten, an welchen letzten Orte, dasselbe in Gegenwart der ganzen Reichsversammlung beständig fortfuhr täglich alle Arten von Gerichtshandlungen auszuüben. Die Unterhaltungskosten sollten zum Theil von Gerichtsgebühren bestritten werden, theils bewilligte das Reich hierzu einen Beytrag von dem gemeinen Pfennig, jedoch nur auf vier Jahr; nach Ablauf dieser Zeit, versprach Kayser Maximilian das Kammergericht selbst zu besolden, dagegen ihm aber frey gelassen ward, solches alsdenn an einem gelegenen Ort im Reiche halten zu lassen. Damals war das Kammergericht einigermassen von dem Hofrathe abhängig, welchem nebst Besorgung der Gnaden- Lehn- Staats- und andern Sachen, die Entscheidung derer vom dem Kammergericht an

den Kayser ergehenden Rechtsmittel noch ferner zustund. Die Kammergerichtsordnung (§. 68), welche 1495. errichtet wurde, kann in eigentlichen Verstande als die erste betrachtet werden. Bey derselben wurde die erste Ordnung von 1471. der unvollzogene Entwurf von 1486. und der Landfriede Kayser Albrechts von 1438. zum Grunde gelegt. In dieser neuen Kammergerichtsordnung wurden keinesweges, die römischen und päbstlichen Rechte allein, sondern auch ebenfalls die alten deutschen Rechte und Gewohnheiten mit verstanden. Die Eröfnung des Kammergerichts in seiner neuen Verfassung (§. 69) geschahe 1495. zu Frankfurt am Mayn. Auf dem Reichstage zu Lindau im Jahre 1496. wurde von den Kammerrichtern und Beysitzern eine neue Ordnung abgefaßt und von den Reichsständen gebilliget, die aber allein die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens zum Gegenstande hatte. Uebrigens beschäftigte sich so wohl dieser, als auch die folgenden Reichstage mit Bestimmung eines ordentlichen Unterhalts des Kammergerichts, jedoch mit so geringen Erfolge, daß solches aus Mangel desselben einen gänzlichen Stillestand erleiden muste. Im Jahre 1500. aber wurde das Kammergericht (§. 70) vermöge einer neuen Ordnung wiederhergestellet, in welcher Kammerrichtern und Beysitzern ein gewisser jährlicher Gehalt ausgeworfen und beschlossen wurde, daß hinführo das Kammergericht zu Nürnberg beym Reichsregiment gehalten werden sollte. Denn die eigentliche Beschäftigung des Reichsregiments war

die Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile. Man gedachte mithin vorzüglich durch dessen Errichtung, dem Kammergericht eine Stütze zu verschaffen, erreichte aber diesen Endzweck so wenig, daß vielmehr hierdurch so wohl, als durch andere Zufälle das Kammergericht, welches im Jahr 1561. zu Nürnberg wieder seinen Anfang nahm, bald hernach in eine Unwürksamkeit gerieth. Allein Kayser Maximilian verhütete den Verfall dieses Reichsgerichts nicht nur (§. 71) durch die zu seinem Vortheile, wegen seinen Unterhalt, verglichene Schlüsse, sondern auch durch eine abermalige Verordnung vom Jahre 1507. Mit dieser Verordnung ist aber eine andere, wegen der gerichtlichen Fristen, wie gemeiniglich geschiehet, nicht zu vermengen, indem diese das Kammergericht allererst im Jahr 1508. erhielt. Unter der Regierung Kayser Carls des fünften wurde (§. 72) auf dem Reichstage zu Worms nicht allein eine neue Ordnung des Kammergerichts bekannt gemacht, sondern auch im Reichsabschiede dem Reichsregiment aufgetragen, aus dieser und denen vorigen Ordnungen, nebst denen das Kammergericht angehenden Stellen der Reichsabschiede, einen Auszug verfertigen und durch den Druck gemein machen zu lassen. Hierauf kam auch. 1523 eine von dem Reichsregiment aufgerichtete Ordnung ans Licht, welche 1527. von einer andern begleitet wurde. Ausser diesen wurden noch viele andere Ordnungen abgefaßt. Weil sie aber alle kein vollständiges Werk ausmachten, so wurde im Jahre 1548. auf Befehl des Kaysers eine andre

Ordnung ganz von neuen ausgearbeitet. Allein da nach derselben zu Kammerrichtern und Beysitzern keine andre, als dem catholischen Glauben zugethane Personen, angenommen werden sollten, so ersuchten die protestantischen Stände im Passauischen Vertrage, daß der Kayser die nothwendigsten Puncte und darunter den Artickel die **Präsentation** belangend verändern sollte. Hierauf wurde auch (§. 73) in dem Abschiede des Reichstages zu Augspurg vom Jahre 1555. beschlossen: daß hinführo Kammerrichter und Beysitzer ingleichen alle andre Personen des Kammergerichts, von beyden der **catholischen** Religion, und der **augspurgischen Confeßion**, präsentiret und angenommen werden sollten. Die nach dieser Richtschnur abgeänderte, im Jahre 1548. verfertigte Ordnung, wurde daher mit dem Reichsabschiede zugleich an einem Tage ausgegeben. Dieses Reichgesetz dienet also noch jetzo bey den höchsten Reichsgerichten zur Vorschrift, und ist die eigentliche Kammergerichtsordnung, unter welchen Namen, sie im rechtlichen Gebrauche gemeiniglich angeführet wird. Diese Kammergerichtsordnung (§. 74) hat durch die Reichsabschiede vom 1566, 1576, 1595. so viele Zusätze und Veränderungen erhalten, daß man schon 1595. nöthig fand sie von neuen zu übersehen und im Reichsabschiede 1598. zu beschliessen, aus diesen Abschieden und gemeinen Bescheiden einen Auszug zu verfertigen. Nachdem nun (§. 74) der Speiersche Deputationsabschied vom Jahre 1600. die auf dem 1586 zu Worms gehaltenen Deputations-

tionstag unerledigt gebliebene Zweifel entschied, so wurde von den Kammergerichtsbeysitzern das Concept der Kammergerichtsordnung abgefaßt. Dieses wurde auch an den Churfürsten zu Maynz übersendet und auf Reichstägen den Reichsständen vorgelegt, da sich aber diese Reichstäge fruchtlos zerschlugen, wurde die Untersuchung und Bestätigung dieses Concepts bis zur gelegenern Zeit verschoben. Endlich bestimmte der jüngste Reichsabschied (§. 75) von dem Jahre 1654., daß dieses Concept, bey künftiger Visitation von den Visitatoren, mit Zuziehung des Kammergerichts untersuchet und das ganze Werk also eingerichtet werden sollte, daß man es auf künftigen Reichstag völlig erledigen könne. Es ist aber dieses nicht nur auf dem hernach erfolgten jetzo hundertjährigen Reichstage unterblieben, sondern es hat auch die zuletzt von 1706 bis 1713. vorgewesene Reichs-Kammergerichts-Visitation wegen Menge anderer Geschäfte, die Durchsehung dieses Concepts nicht vornehmen können. Inzwischen kann selbigem, in so weit es nemlich mit den vorhergehenden, nachmals nicht wieder abgeänderten Reichsgesetzen und Schlüssen übereinstimmt, ein gesetzliches Ansehen nicht bestritten werden. Das vierte Hauptstück bestehet nur aus drey Paragraphen, und der Verfasser ist gröstentheils dem Herrn von Selchow a) gefolgt. Bey dem fünften Hauptstücke hat abermals der Verfasser zuerst eine kurze Geschichte des Religionskrieges voraus geschickt (§. 81-94), und geht alsdenn

a) In der Historia iuris S. 286. 302. u. f.

denn auf den Religionsfrieden (§. 95) fort. Der römische König Ferdinand muste erfahren, daß es unmöglich sey die Streitigkeiten mit einenmal gänzlich zu heben. Er entschied nemlich zwey Sachen, worüber die Stände sich nicht vergleichen konnten. Die erste war der so genannte geistliche Vorbehalt, und die zweyte Verordnung ging dahin, daß der geistlichen Stände Unterthanen, welche vor langer Zeit her dem augspurgischen Glaubensbekenntniß zugethan gewesen, von ihren Glauben nicht abwendig gemacht werden sollten. Ueber diese Sache bezeigten die catholischen, und über erstere die protestantischen Reichsstände viele Jahre hindurch die gröste Unzufriedenheit, bis endlich durch den westphälischen Frieden, beydes ausser Streit gesetzet wurde. Das weitläuftigste Hauptstück in diesem Buche ist das sechste vom westphälischen Frieden, welches auch mit vieler Gründlichkeit abgefaßt worden ist. Der Verfasser hat erstlich die Ursachen des dreyßigjährigen Krieges sehr richtig aus dem ganzen Zusammenhang der Geschichte entdeckt? nachmals die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges selbst erzehlt, und endlich die vornehmsten Umstände bey der westphälischen Friedens-Unterhandlung mit vieler Deutlichkeit aus einander gesetzt. Den Reichshofrath (das siebende Hauptstück §. 163) leitet der Verfasser von dem geheimden Rath unter Friedrich den dritten her. Dieser Rath, (§. 164) wurde durch die unter Kayser Friedrich den dritten geschehene Verwandlung des Hofgerichts in ein Kammer-

mergericht nicht aufgehoben, beyde behielten vielmehr ihre vorige Beschaffenheit. Dieser besondere kayserliche Rath (§. 165.) ist mithin für den jetzigen kayserlichen Hofrath mit anzusehen. Allein gleichwie das Hofgericht schon unter Kayser Friedrich den dritten den Namen des Kammergerichts bekommen hatte, (§. 167.) so erhielt dieser geheime Rath um eben diese Zeit die Benennung eines Hofraths. Indessen ist selbiger gegen das Ende des funfzehenden Jahrhunderts etwas unterbrochen worden, weil Kayser Maximilian im Jahre 1501. vorzüglich für seine Erblande allein zu Wien einen Hofrath aufrichtete und anordnete. In dem Jahre 1513. schlugen selbst die Reichsstände dem Kayser zu seinen und des Reichssachen acht Räthe vor, wovon die Churfürsten viere und die übrigen Reichsstände die andere Hälfte benennen konnten. Dieser Vorschlag ist unerfüllt geblieben, hingegen hat Kayser Maximilian kurz vor seinem Tode sich entschlossen, seinen Hofrath mit achtzehn Personen, deren fünfe aus dem Reiche, die übrigen aber aus den österreichischen Landen seyn sollten, zu besetzen. Kayser Carl der fünfte (§. 168) ertheilte seinem Hofrathe eine Ordnung in lateinischer Sprache, benahm ihm aber durch die dem Kammergericht im Jahre 1548. gegebene Ordnung, seinen bisher für letztern gehabten Vorzug. Da von dem Hofrathe zu dieser Zeit nicht nur Deutsche, sondern auch Niederländische, Mayländische und Neapolitanische Sachen behandelt wurden, so waren dessen Glieder meistentheils fremde Personen; daher die

Reichsstände hierüber bey der passauischen Versammlung Vorstellung machten, weil jene der Reichsverfassung, sie die Stände aber der fremden Sprachen unkundig wären. Hierauf versicherte zwar Ferdinand sowol im passauischen Vertrage, als auch in einer besondern zu Augspurg 1555. ertheilten Erklärung, daß er der Stände Ansuchen befördern wolle. Ferdinand der erste hat auch (§. 169) nach seiner Gelangung zur Kayserwürde, zu Augspurg im Jahre 1559. die erste Ordnung bekannt machen lassen. In derselben wird dem bisherigen Hofrathe, zuerst der Name **Reichs-Hofrath** beygelegt, den er auch zum Unterschied von denen für die österreichischen Erbkönigreiche und Lande angerichteten besondern Rathstuben und Canzeleyen, nachgehends beständig fortgeführet hat. Königs Ferdinands Enkel Rudolph der zweyte ließ zwar eine neue Ordnung ergehen, allein dieselbe ist nie beobachtet worden. Kayser Mathias (§. 170.) ließ die vorigen Ordnungen erneuren und verbessern, auch im Jahre 1614. denen Ständen oder vielmehr nur dem Churfürsten-Rathe sie mittheilen. Aber auch diese blieb ausser Uebung, und Ferdinand der zweyte wie auch der dritte musten in ihren Wahlcapitulationen versprechen, eine gewisse Ordnung bey nächster Reichsversammlung, den gesammten Churfürsten zu ihren Gutachten zu übergeben. In dem Jahre 1605. (§. 171.) wurde durch den Pragischen Frieden verglichen: daß bey erster Reichsversammlung, die abgefaßte Reichs-Hofraths-Instruction den Churfürsten zu ihren Gutachten zu übergeben:

Die

Die Bestellung des Reichshofraths mit beyden Glaubensverwandten, durch eine weitere Veredung zwischen den Kayser und dem Churfürsten-Rathe berichtiget: auch keine Sache von Kammergerichte an den Reichshofrath abgefodert, sondern was einmal am Kammergericht hange daselbst gelassen werden solle. In dem westphälischen Frieden (§. 172.) wurde wegen des gerichtlichen Verfahrens des Reichs-Hofrathes verschiedenes verordnet. Endlich ließ Ferdinand im Jahre 1654. ohne Zuziehung der Stände die neueste Reichs-Hofraths Ordnung durch den Druck bekannt machen. Diese stellten dahero dem Kayser vor, wie ihnen nicht zu verdenken wäre, daß sie den Reichs-Hofrath für einen gebührlichen Richter (pro iudice competente) nicht erkennen würden, bis die Mängel gröstentheils abgestellet wären, um so mehr, weil über die Reichs-Hofraths Ordnung Churfürsten und Stände, noch zur Zeit nicht wären befragt worden. Diese Vorstellung (§. 173.) bewürkte nichts weiter, als daß Kayser Carl der sechste im Jahre 1714. an den Reichs-Hofrath eine Verordnung ergehen ließ, deren Unterschied von einer solchen, welche die Reichsstände verlangten, sehr kenntbar ist. Dieser wegen musten Kayser Carl der siebende, Franz der erste und Joseph der zweyte in ihren Wahlcapitulationen versprechen, gleich nach angetretener Regierung vom Reiche ein Gutachten, wegen der zu verbessernden Reichs-Hofraths-Ordnung zu verlangen, und sothane Verbesserung zu befördern. Da also die Reichs-Hof-

raths-Ordnung (§. 174.) nur bis zur Abfassung einer andern zur Vorschrift dienet, so kann man solcher den Namen eines Reichsgesetzes nicht beylegen, um so weniger, weil ihr eine derer wesentlichsten Eigenschaften, nemlich die zur Gebung erforderliche Einwilligung des Reichs völlig fehlet. Von dem Ursprunge der Wahlcapitulation (das achte Hauptstück §. 176, 177) urtheilet der Verfasser eben also, wie wir von dieser Materie in dem vorhergehendem Theile dieser Bibliothek unsere Meynung gesagt haben. Es würde also unnöthig seyn diese Gedanken zu wiederholen. Die Wahlcapitulationen des sechzehenden Jahrhunderts von Carl den fünften bis auf Rudolph den zweyten, errichteten die Churfürsten für sich alleine, nach dessen Absterben aber, führten die Reichsfürsten hierüber Beschwerden. Bey der westphälischen Friedensunterhandlung brachten sie ihre Beschwerden von neuen vor (§. 181), jedoch konnte wegen einer beständigen Wahlcapitulation nichts entscheidendes bestimmet, sondern blos deren Berichtigung auf den nächsten Reichstag verwiesen werden. Der Verfasser erzehlt hierauf weitläuftig von 182. §. - 200 die hierüber entstandenen Streitigkeiten und Unterhandlungen. — — —

Allge-

Allgemeine Biographie von Johann Matthias Schröckh. Erster Theil. Berlin 1767. 386 Seiten in groß 8vo.

Herr Schröckh, dessen Lebensbeschreibungen einen verdienten Beyfall erhalten haben, gehet zu einer noch schwerern Gattung der Biographien fort, und will selbst gleichsam die Tugend, oder das Laster auf dem Throne und in dem Pallaste betrachten; die Wohlthaten, welche jene über das menschliche Geschlecht ausgebreitet, und die schrecklichen Wirkungen, welche die letzte Eigenschaft auf dem Erdboden hervorgebracht hat, abzeichnen. Aus den unzähligen Classen von Menschen (sagt er in der Vorrede) werde ich vor allen Dingen die grossen Männer heraus suchen. Wenn man den ordentlichen Geschichtschreibern glaubt, so ist eine jede Zeit daran sehr fruchtbar gewesen. Ihnen ist alles groß, was bewundert worden ist, das ist alles, was die Menschen eine Zeitlang geblendet hat: und wie wenig gehöret oft dazu, besonders bey demjenigen, der die Macht in seiner Hand und ein fertiges Lob zu seinen Diensten hat? Aber wenn nur derjenige ein grosser Mann ist, der seinem Glücke und Stande, seinen Freunden, gewissen günstigen Umständen seiner Zeit, wenig oder nichts, sich selbst hingegen beynahe alles schuldig ist; der sich neue

neue Wege bahnet, um die Wohlfarth der Welt zu befördern, ohne vor den Hindernissen zu erschrecken, welche ihn dabey von allen Seiten umringen dürften; der alles, was dem Menschen begegnen kann, in seiner Gewalt hat, und bey seinen Einsichten, Entschliessungen und Handlungen, so wenig als es möglich ist, von den äusserlichen Dingen abhängt; den nicht blos seine Zeiten, sondern jede Nachwelt mit Verehrung und Dankbarkeit nennet: so sind grosse Männer ein seltenes Geschenk des Himmels. In der Reihe dieser grossen und berühmten Männer, welche ich zu beschreiben gedenke, wird man keine Einförmigkeit bemerken. Könige und Feldherren, Staatsmänner und Päbste, Fürstinnen, Gelehrte und Künstler, werden darinnen mit einander abwechseln. Ich brauche von der Methode, welcher ich bey diesen Lebensbeschreibungen folgen werde, kaum zu reden: es giebt nur eine einzige, die man beobachten muß, und aller verschiedenen Absichten ohngeachtet, welche gute biographische Schriftsteller haben können, vereinigen sie sich doch in derselben. Wenn man erst die Quellen geöfnet hat, aus welchen die Nachrichten selbst am zuverläßigsten geschöpfet werden, so läßt man sie nicht in ihrem vollen Maasse fliessen. Man sondert, ausser den vornehmsten Umständen und Schicksalen des Lebens, nur dasjenige davon ab, was uns den Geist und die Gaben eines Mannes, die Eigenschaften, welche er sich erworben hat, seinen Charakter und Denkungsart, die Entwürfe, welche er gemacht, oder die Verdien-

ste, welche er zu Stande gebracht hat, die Veränderungen, welche durch ihn in der Welt hervor gebracht worden sind, sein Verhalten bey den mancherley Auftritten des Lebens, und gegen die Forderungen seiner Pflichten, mit einem Worte, alles was uns zu erkennen giebt, worinnen er sich von andern Menschen unterschieden habe, und warum es der Mühe werth sey, ihn noch jetzo mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Der anständigste Ton für solche Lebensbeschreibungen ist eine sanfte, ungekünstelte Schreibart, gleichweit vom lobrednerischen und vom spöttischen Ausdrucke entfernet. Freyheit im Urtheilen, und eine ungezwungene Einmischung kurzer, natürlich entstandener, aber nicht zu gemeiner Betrachtungen. -- Bey einem Geschichtsbuche, das, wenn es mit aller Aufmerksamkeit abgefasset wird, unserer Nation in der Geschichtskunde ein neues Verdienst ertheilen wird, war es wohl nicht überflüssig, den von dem Verfasser gewehlten Plan, genau zu bestimmen, und die bey der Entwickelung und Vorstellung der Begebenheiten beobachtete Methode, selbst nach den eignen Worten des Verfassers zu beschreiben. Dieser erster Theil enthält das Leben des Hannibals S. 1-96: Das Leben des Cato von Utica S. 97-194: Das Leben des Otto S. 195-256. und Leben Heinrich des grossen S. 257-386. Die Geschichte hat sich lange (so fängt der Verfasser das Leben des Hannibals an) vor der fürchterlichen Grösse der Helden gebückt, und einen Rang, den sie allein bestimmen konnte, ihnen fast gezwungen überlassen. Wenn man

man nachforschet, was uns von den Thaten der Menschen aufgezeichnet worden sey: so siehet man die Eroberer und grossen Krieger beynahe immer vor allen übrigen Arten unsers Geschlechts hervorragen. Wir haben so gar mehr als eine Art von Helden. Die schrecklichen unter denselben (S. 2.) würden den wohlthätigen in der Geschichte längst haben weichen müssen, wenn Schriftsteller, welche durch Beyspiele unterrichten sollen, nicht gleich den Dichtern oft gesucht hätten, die Nachwelt durch ihre Erzählung in Erstaunen zu setzen. Es ist mir also wohl erlaubt zugestehen, daß ich den Namen eines der größten Feldherren des Alterthums noch nicht vor einen hinlänglichen Grund würde angesehen haben, dem Hannibal die erste Stelle in diesen Lebensbeschreibungen zu ertheilen. Hier aber (S. 3.) dürfen die glänzenden Eigenschaften des Kriegers und Eroberers in keine Prüfung gezogen werden, weil sie längst durch das Urtheil der Kenner, und so vieler Jahrhunderte mit ihnen ausser Streit gesetzet sind. So lange ich ihn an der Spitze seines Kriegesheers sehen werde, kann ich nicht viel mehr thun, als die Erzählungen und Meynungen kluger Schriftsteller von ihm zu sammlen. Aber wenn er als ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als ein Bürger seines Vaterlandes betrachtet wird; alsdenn hat jeder Mensch ein Recht seine Stimme über ihn zu geben, und ich gebe also auch die meinige darzu. Nach dieser allgemeinen Betrachtung, redet der Verfasser von dem Vater des Hannibals, dem Hamilcar, und

beson-

besonders wie dieser den neunjährigen Sohn in den Feldzügen gleichsam zu seinen beständigen Gefährden wählet, und ihm auf den Altar den Eid abzulegen (S. 4.) befiehlet, ein beständiger Feind der Römer zu seyn. Hamilcar bleibt in einer Schlacht, und **Hasdrubal** verlanget ebenfalls, daß ihm **Hannibal**, der schon nach Carthago zurück gekehret war, zugeschickt werden möchte. Ueber dieses Verlangen war der Rath zu Carthago nicht einerley Meynung, und besonders widersetzte sich **Hanno** (S. 5.) mit seinen Freunden. Allein alle seine wahren und wichtigen Vorstellungen konnten es nicht verhindern, daß der grössere Hauffen die Oberhand behielt, und Hannibal gieng also nach Spanien. Kaum war er daselbst angelanget, so zog er die Augen aller Soldaten auf sich. Sie glaubten an ihm seinen Vater wieder zu sehen; er hatte mit demselben die lebhaften Züge des Gesichts, und das Feuer der Augen gemein. Hannibal war hier drey Jahre Befehlshaber der Reuterey unter dem Hasdrubal, und nach dessen Tode erwählete ihn das Kriegsheer zu seinem obersten Feldherren, da er noch nicht das fünf und zwanzigste Jahr erreichet hatte. Man bestätiget diese Wahl zu Carthago, so gewiß man auch nunmehr voraus sehen konnte, daß ein neuer Krieg für den Staat unvermeidlich sey. Der Verfasser bestimmt hierauf die Ursachen von den punischen Kriegen, und folget besonders dem Polyb S. 6-13; die aber zu widerholen unnöthig seyn würde. Eingenommen von dem wichtigen Grundsatze, dem alle grosse

Feldherren gefolget sind, (S. 13.) daß man seine Feinde in ihrem eigenen Lande aufsuchen müsse, bereitete sich jetzo Hannibal, die Römer in Italien selbst aufzusuchen. Ein sehr langer Weg, ungemeine Beschwerlichkeiten und Gefahren führeten ihn dahin; allein er war verlohren, wenn er sie in Spanien erwartete. Er sorgete zuförderst für die Sicherheit seiner Eroberungen in diesem Lande, und seines Vaterlandes selbst. Nach diesen Bemühungen bricht Hannibal nach Italien auf. Der Verfasser beschreibt uns diesen merkwürdigen Zug über die Alpen von S. 15-23. Es ist wahr, der Zug Hannibals über die Alpen bleibt immer eines seiner größten Meisterstücke in der Kriegeskunst; allein wir glauben dennoch, daß diese Beschreibung nach dem Plan einer Biographie allzuweitläuftig ausgefallen sey, zumal wenn wir an die Worte des Verfassers (S. 3.) zurück denken: So lange ich ihn an der Spitze seines Kriegesheers sehen werde u. s. w. Man wird auch nicht in Abrede seyn, daß diese Beschreibung in jeder weitläuftigen Geschichte von Rom, oder Carthago eine Stelle einnehmen könnte. Es ist also offenbar, daß sie mehr mit dem Plane einer allgemeinen Geschichte, als einer Biographie übereinstimmt. **Cornelius Nepos**, dieser schätzbare Biographe des Hannibals, bleibt auch hier bey dieser Begebenheit in dem Leben des Hannibals, ein Muster, das nachgeahmet zu werden verdienet. Kaum war Hannibal über die Alpen, so näherte sich ihm auch das römische Heer unter der Anführung eben

dessel-

desjenigen Scipio den er noch vor kurzem in Gallien an der Seite gehabt hatte. Er wunderte sich denselben bereits am Po zu sehen, und **Scipio** erstaunete seiner Seits, daß es dem **Hannibal** gelungen war, über die Alpen zu kommen, ohne mit seinem ganzen Heere darüber zu Grunde zu gehen. Die Römer setzten über den Ticinus oder Tesino im Mayländischen, und lagerten sich in einer Ebene zwischen diesem Flusse und dem Po; die Carthaginienser waren ihnen bis dahin entgegen gerücket, und eine Schlacht war also, zumal bey der Begierde beyder Feldherren sich hervor zu thun, unvermeidlich. Hannibal macht also Anstalten zur Schlacht. Der Verfasser beschreibet sie S. 24 und 25., sie erfolgete auch in der Gegend des heutigen Pavia. Scipio S. 26. wurde nicht allein geschlagen, sondern auch gefährlich verwundet, und an seine Stelle wurde der **Consul Tiberius Sempronius** Befehlshaber der Armee. Nach der Vorstellung dieser Schlacht wird der Plan des Verfassers völlig allgemein, gerade so, daß er einer Geschichte des punischen Krieges vollkommen angemessen ist. Wir wollen nur die einzeln Begebenheiten anzeigen, deren Entwickelung nachgelesen werden kann: **Die Schlacht bey Trebia** S. 27-29. fernere **Vorrückung des Hannibals nach dieser Schlacht**, S. 30-32. **Vorfall mit dem Flaminius** S. 33-35. **Die Folgen dieser Begebenheit** S. 36-39. **Schlacht bey Cannae** S. 45 und 46. **Die Folgen derselben, und Fehler des Hannibals** S. 47.

S. 47-54. Auf diese Art werden die kriegerischen Begebenheiten fort erzählet, bis auf die Niederlage des Hasdrubals S. 67. Damals erkannte Hannibal, daß sein Vaterland alle grosse Hofnungen, zu welchen er dasselbe in Italien gebracht hatte, aufgeben müsse. Wenn man sich in die traurige Stellung, in welcher er sich zu dieser Zeit befand, versetzen, und das, was er in derselben gedacht haben mag, durch die Erfindung der Dichtkunst verschönert denken will, so muß man eine der vortreflichsten Oden des Horatz, die vierte im vierten Buche, lesen. Man bewunderte ihn wirklich im Unglücke noch mehr als im Glücke; damals insonderheit, da er in einem kleinen Strich Landes eingeschränket, aus welchem er sein Heer nicht unterhalten konnte, und überhaupt in so verzweifelten Umständen, dasselbe doch getreu erhielt. Scipio vertrieb um eben dieselbe Zeit die Carthaginienser gänzlich aus Spanien, welches Land ihnen bisher einen unerschöpflichen Zufluß von neuen Soldaten verschaffet hatte. Allein Hannibal (S. 67.) bekam doch eben daher noch einen geringen Anschein zur Wiederherstellung seines Glücks. Sein Bruder Mago eilete ihm zu Hülfe; (S. 68.) er wurde jedoch geschlagen, und der Zustand von Carthago verschlimmerte sich bald so sehr, daß es selbst den Beystand des Hannibals benöthiget war. Scipio gieng selbst bald nach Africa über. Seine häufigen und wichtigen Siege nöthigen endlich die Carthaginienser den Hannibal, ihre einzige übrige Hülfe aus Italien zu rufen. Als Hannibal den

Befehl hörete, nach Africa zurück zu kehren, knirschete er mit den Zähnen, seufzete, und konnte sich kaum der Thränen enthalten. Diese Stelle verdienet (S. 69.) ganz nachgelesen zu werden, und sie zeiget uns selbst einige Züge von dem Charakter des Hannibals. Beyde Feldherren Scipio und Hannibal stunden nunmehro ohnweit Carthago, und beyde kamen an einem freyen Orte zwischen beyden Lagern, unter einer kleinen Bedeckung, zusammen, und fiengen darauf beyde allein, nur mit zween Dollmetschern versehen, ihr Gespräch an. Die vortrefliche Anrede des Hannibals S. 72-75. ist ganz aus dem Livius übersetzet. Scipio antwortete auf alles kurz und anständig (S. 76.) doch nicht ohne einige Merkmale des römischen Stolzes. Der Ausschlag mußte endlich zum letztenmale durch eine Schlacht gegeben werden, deren Verlust, einem jeden Theile, den er betraf, den Frieden abzwingen konnte.

Diese Schlacht fiel bey Zama, fünf Tagereisen von Carthago, vor. Hannibal verlieret sie, (S. 76. und 77.) und gestehet selbst, daß er für sein Vaterland weiter keine Hülfe wisse, als den Frieden. Die Römer bewilligten denselben unter ziemlich harten Bedingungen. Nachdem man nun zu Carthago den ersten Beytrag zu dem Jahrgelde sammlete, welches man den Römern durch den Frieden versprochen hatte, fiel es ungemein schwer, dasselbe zusammen zu bringen. Der Rath war darüber bis zum Weinen traurig. Hannibal allein lachte bey dieser Gelegenheit, und da ihn

Hasdrubal Hädus deswegen zur Rede setzte, daß er der öffentlichen Betrübniß spottete, so beschämete er denselben durch eine Antwort, welche uns (S. 79.) von dem wahren Geiste des Hannibals unterrichten kann. Nach diesem Ende des zweyten punischen Krieges, blieb Hannibal (S. 80.) die vornehmste Person in dem Staate der Carthaginienser. Er beleidigte die Reichen und Grossen, durch seine strenge Liebe zur Gerechtigkeit, und durch die weisen Anstalten, die er zum Besten seines Vaterlandes machte. Die Vornehmen (S. 81.) verbunden sich dahero mit seinen übrigen Feinden, und gaben ihm in den Briefen, welche sie nach Rom schrieben, Schuld, daß er mit dem Feinde der Römer, dem Könige Antiochus von Syrien, heimliche Unterhandlungen pflege. Diese Beschuldigungen fanden zu Rom Eingang. Unterdessen widersetzte sich noch einige Zeit sein großmüthiger Ueberwinder der africanische Scipio; allein seine Feinde drangen endlich durch, und es wurden römische Gesandte nach Carthago geschickt, welche sich über ihn beschweren sollten. Als sich Hannibal in dieser Gefahr befindet, fliehet er zum Könige von Syrien Antiochus. Er gab diesem Könige sehr weise Rathschläge wider die Römer. Da sie aber dieser nicht befolgete, so erfuhr er zu späte, wie heilsam sie gewesen, und wie richtig Hannibal in die Zukunft gesehen habe. Da der König sich (S. 86.) hierauf genöthiget sahe, den Frieden von den Römern zu erbitten, so machten sie es zu einer von den Bedingungen, daß er ihnen den Hanni-

bal

bal ausliefern solle. Dieser aber entgieng der Gefahr, indem er auf die Insel Creta flohe. Hier überlegte er in der Stadt Gortynium, wohin er sich weiter wenden solle. Allein auch hier reiset er wieder ab, und kömmt zum **Prusias**, Könige von **Bithynien** am schwarzen Meere. Diesem stehet er bey (S. 87.) wieder den **Eumenes**, König von Pergamus, mit dem er damals Krieg führete. Endlich (S. 88.) verfolgeten ihn die Römer auch bis in diese seine letzte Freystädte. Es wurde eine Gesandschaft an diesen König abgefertiget, welche ihn ersuchen sollte, er möchte den unversöhnlichsten Feind der Römer nicht länger beschützen, sondern an sie übergeben. Die Römer liessen also (S. 89.) das Schloß in welchem Hannibal wohnete, mit Soldaten umringen. Da er nun alle Ausgänge besetzet fand, ließ er sich, um nicht in die Gewalt seiner Feinde zu kommen, Gift bringen. Wir wollen, sagte er, die Römer von ihrer langen ängstlichen Sorge befreyen, weil sie doch den Tod eines alten Mannes nicht erwarten können. **Flaminius** (dieser war der römische Gesandte, der seine Auslieferung verlangte) wird keinen grossen oder merkwürdigen Sieg über mich Unbewafneten und Verrathenen davon tragen. Dieser einzige Tag aber wird zu einem Beweise dienen, wie sehr sich die Sitten der Römer geändert haben. Ihre Vorfahren warneten den König **Pyrrhus**, ihren Feind, der mit einem Kriegsheere in Italien stand, er möchte sich vor einer Vergiftung in Acht nehmen; sie aber schicken einen

Gesandten, der Consul gewesen ist, ab, um den Prusias anzustiften, daß er die Schandthat begehen möge, seinen Gast umzubringen. Nach diesen Worten verwünschete er die Treulosigkeit des Prusias, rufte die Götter, welche der Gastfreyheit vorstehen, um Rache an, und tranck darauf den Giftbecher aus. - - - S. 90-94. entwirft der Verfasser den Charakter des Hannibals, welcher nachgelesen zu werden verdienet, und S. 95, und 96, redet er von den ältern und neuern Schriftstellern, welche sein Leben und die Geschichte seiner Zeit erläutert haben. Unter den Neuern würden dem Verfasser weit grössere Aussichten, als Rollin und die Welthistorie, die Abhandlungen aus der alten und neuen Geschichte von dem Herrn Käsi b), (welchen Schriftsteller wir nicht angeführet finden) haben darbieten können. Die Abhandlung von Carthago in dem ersten Theile enthält sehr grosse und lehrreiche Stellen, unter welchen verschiedene gerade dem Plan einer Biographie angemessen sind. Das Leben des Cato von Utica ist eben so weitläuftig, aber lehrreicher als das Leben des Hannibals beschrieben. Vielleicht irren wir uns, und freylich sind die Handlungen eines Mannes wie Cato, eine grössere Schule des Unterrichts für das menschliche Herz, als die siegreichen Verrichtungen eines Hannibals! Einen Auszug aus diesem und den folgenden Leben, wird kein Leser verlangen und erwarten. Wir würden uns sonst völlig von unserer Absicht entfernen; allein

b) Zürch 1763. zwey Theile.

lein von einzeln Stellen wollen wir, so wie wir einmal gewohnt sind, ganz frey unser Urtheil sagen. Den Anfang zu diesem Leben macht der Verfasser mit einer kurzen Vergleichung zwischen dem Hannibal und Cato. Er beschreibet alsdenn seine Jugend, und hier kommen einige gut gewählte Beyspiele vor, aus denen man die nachmaligen Grundsätze, welche dieser Mann, in seinem männlichen Alter, beobachtete, sehr leicht erklären kann. Cato (S. 105.) hörete, da er schon Oberster war, von einem berühmten stoischen Weltweisen zu Pergamus, **Cordylio**, welcher sich in einem hohen Alter befand, und alle Anträge grosser Fürsten, mit ihnen zu leben, verworfen hatte. Cato sahe leicht, daß er ihn durch Briefe nicht dahin bringen würde, seine Ruhe zu verlassen. Er reisete also selbst zu ihm, und bewog ihn, mit ihm in das Lager zu kommen, in welches er ihn eben so frohlockend einführete, als wenn er den wichtigsten Triumph erfochten hätte. Hier würden wir aufgehöret haben. Herr Schröckh macht noch eine Periode, ob es nicht nachdrücklicher gewesen wäre; sie wegzulassen, werden die Leser ohne unser Urtheil entscheiden. Er sagt: Niemand wird sich wundern, daß dieser Cordylo lieber zu diesem jungen Obersten gezogen sey, als zu Königen. Der Herr von **Alembert** hat es in unsern Zeiten Monarchen abgeschlagen, an ihrem Hofe zu leben; vielleicht würde er keine Schwierigkeit machen, auf einem angenehmen Landgute eines vornehmen Freundes sein Leben zuzubringen. Cato suchte

Ehrenstellen, weder aus Begierde nach Ehre, noch auch nach Gelde, sondern weil er es vor seine größte Pflicht hielt, dem Vaterlande als ein treuer und danckbarer Bürger zu dienen.

Als er daher einmal (S. 110.) dem unruhigen Zunftmeister Clodius, welcher schädliche Neuerungen einzuführen suchte, so kräftig widerstanden hatte, daß derselbe von allgemeinem Hasse gedrückt, aus der Stadt flüchten mußte, und ihm Cicero, dem dadurch ein besonderer Dienst war geleistet worden, davor dankte, so sagte Cato, er müsse nicht ihm, sondern dem gemeinen Wesen Dank abstatten: denn aus Neigung gegen dieses entstünden alle seine Handlungen. Am allermeisten aber zeigte sich der Patriotismus dieses Mannes bey der Verschwörung des Catilina. Der Verfasser hat, um die Grösse dieses Patriotismus vollkommen zu zeigen, eine Rede des Cato übersetzet S. 115-120. Aus dieser Neigung gegen sein Vaterland, widersetzte sich Cato auch dem Ehrgeitze des Pompejus. Dieser (S. 124.) erkannte endlich, daß er sich vor allen Dingen den Cato zum Freunde machen müsse, wenn er seine Absichten erreichen wolle. Pompejus ließ zwo von den Anverwandtinnen desselben, die eine für sich, die andere für seinen Sohn zur Ehe begehren. Die Familie des Cato zweifelte gar nicht, daß ihr durch diesen Antrag eine ausnehmende Ehre erwiesen würde, die sie mit Freuden annehmen müßte. Allein hier zeigte sich der grosse Geist des Cato. Er ließ, ohne sich im geringsten zu bedenken, dem Pom-

Pompejus zur Antwort sagen: Cato lasse sich nicht durch Frauenzimmer verstricken; ich wünsche mir, setzte er hinzu, seine Gewogenheit, und werde ihm, wenn er recht handelt, eine Freundschaft bezeigen, die stärker ist als alle Verwandschaft; allein, ich werde seiner Ehre keine Geissel wider das Vaterland geben. **Plutarch** tadelt in dem Leben des Cato diese Handlung, indem er sagt: Cato hat hierinne gefehlet, daß er diese Verwandschaft nicht angenommen, und hierdurch zugegeben hat, daß sich Pompejus auf die Seite des **Cäsar** gewandt, und sich mit ihm durch eine Heyrath verbunden hat. Diese Verbindung zerstörete die Freyheit der Römer. Allein diesem Tadel des Plutarchs widerspricht unser Verfasser, und wie wir glauben, mit allem Rechte. Man muß (S. 125.) bey dieser Handlung den Cato nach seinen strengen Grundsätzen, nach seiner grossen Liebe zum Vaterlande, die alle andere Vortheile überwog, und nach der Kenntniß, die er von dem Charakter des Pompejus hatte, einzig und allein beurtheilen. **Clodius**, ersann endlich folgenden Kunstgrif (S. 128.) den Cato aus der Stadt Rom zu entfernen. Er hatte das römische Volk zu bereden gewußt, daß es den Ptolemäus, König von Cypern, unter dem nichtigen Vorwandte, weil er sehr übel regierete, seines Reichs verlustig erklärete, und sich dasselbe zueignete. **Clodius** trug diese Gesandschaft dem Cato an. Was Cato (S. 129.) über diese ganze Angelegenheit gedacht, übergehen die Schriftsteller mit Stillschweigen. Beklagen muß ich ihn, sagt

Herr Schröckh, desto mehr: wenn ich ihn in dieser Verrichtung betrachte, so glaube ich den strengsten und tugendhaftesten Richter einer Stadt vor mir zu sehen, den einige Rotten des Pöbels nöthigen, ihren Anführer abzugeben, indem sie ein Haus erbrechen und plündern. Cato reiset also ab, (S. 130.) und schickt den **Canidius** nach Cypern voraus, welcher dem zu Rom abgesetztem König vorstellen sollte, es sey für ihn am rathsamsten, den Römern von selbst zu weichen. Cato blieb zu Rhodus, um auf die Antwort des Königes zu warten, und Anstalten zu seiner fernern Reise zu treffen. Eben da er sich auf dieser Insel befand, landete auch daselbst der König von Egypten, Ptolemäus. Dieser Fürst reisete nach Rom, wo er den Pompejus und Cäsar bitten wollte, ihn mit einem Heere in sein Reich zurück zu bringen, aus welchem er wegen einer Streitigkeit mit seinen Unterthanen gewichen war. Da er hörete, daß Cato in der Nähe zugegen wäre, ließ er ihm seine Ankunft melden, und hofte, daß er ihn besuchen würde. Nun folget eine Stelle S. 131. die wir nicht erwartet hätten. Cato (S. 131.) war eben über einer natürlichen Handlung begriffen, die man nicht zu nennen pflegt, die aber daraus sehr begreiflich wird, daß sie ihn hinderte aufzustehen. -- Wir wissen wohl, warum der Verfasser den Cato so gerne sitzend bey der Ankunft des Königs vorstellen will; aber es blieb noch immer eine andere Wendung übrig? S. 131 und 132. wird diese Zu-

sam-

sammenkunft des Königs und des Cato, und 133. 135. die Zurückkunft des Cato nach Rom, beschrieben. S. 135-171. erzählet der Verfasser die Zerrüttungen, welche Cäsar, Pompejus und Crassus in dem Staate verursachten; und erhebet die Verdienste des Cato um sein Vaterland. Wir haben einige Stellen mehr als einmal gelesen; allein im Ganzen scheinet uns doch diese Erzählung dem Plane einer Biographie zu widersprechen. Denn diese Vorstellung kann wieder in jeder allgemeinen Geschichte von Rom ihre Stelle einnehmen. Selbst einige Begebenheiten, die zwar in recht eigentlichem Verstande zu dem Leben des Cato gehören, scheinen doch gar zu genau entwickelt zu seyn, aber da sie ihrer Natur nach nicht lehrreich seyn können, die Leser mehr zu ermüden, als zu unterhalten. Man schlage z. B. nach S. 159. Noch einige Augenblicke müssen wir bey dem letzten Schicksale des Cato, dieses grossen Mannes stille stehen, das der Verfasser sehr gut vorgestellet hat. Am letzten Abende seines Lebens speisete Cato in der Gesellschaft einiger Freunde, und der obrigkeitlichen Personen von Utica. Man sprach während der Mahlzeit von allerhand philosophischen Materien mit vieler Lebhaftigkeit. Cato fiel endlich auf die Lehre der Stoicker, daß nur ein rechtschaffener Mann frey, dagegen aber alle lasterhafte Sclaven wären. Nach der Mahlzeit umarmete er seinen Sohn und seine Freunde mit weit mehrerer Hitze, als er sonst zu thun pflegte: und auch daraus schlossen sie, daß

er

er auf einen nahen Tod bedacht sey? Cato saß jetzo allein in seinem Schlafzimmer, voll von dem Entschlusse, sein Leben abzukürzen, suchte er sich auf die neue Welt vorzubereiten, in welche er eingehen wollte. Er fieng daher an, den **Phädon** des **Plato** zu lesen. Nachdem er dieses Gespräch beynahe durchgelesen hatte, sahe er sich nach seinem Schwerdte um, und fand es nicht mehr über seinem Kopfe hängen: denn sein Sohn hatte es heimlich weggenommen. Er beklagte sich hierauf, daß ihm sein Sohn, und seine Sclaven unbewafnet an den Feind verrathen wollten. Sein Sohn kam hierauf nebst seinen Freunden herbey gelaufen, umarmete ihn, und bat ihn mit kläglicher Stimme, seinen Vorsatz zu ändern. Allein Cato sagte mit finstern Blicken zu ihm: Wenn habe ich denn jemals eine offenbare Thorheit begangen? oder warum giebt man mir nicht Erinnerungen, wenn ich einen unvernünftigen Entschluß fasse, und suchet mich durch Gründe davon abzuziehen; sondern hindert mich nur schlechterdings an meinen Absichten, und beraubet mich meiner Waffen? Binde lieber gar deinem Vater die Hände auf den Rücken, damit Cäsar, wenn er ankommt, mich gänzlich ausser Stande finde, mich zu vertheidigen. Ich brauche endlich auch das Schwerdt nicht nothwendig, um mir das Leben zu nehmen, und ich kann es eben so leicht verlieren, wenn ich nur den Athem eine kurze Zeit an mich halte, oder den Kopf an die Wand stosse. Der feste Vorsatz des Cato, der aus diesen Worten hervor leuchtete,

machte,

machte, daß sein Sohn und seine Freunde das Zimmer weinend verliessen. Ein kleiner Knabe brachte ihm hierauf sein Schwerdt zurück. Er zog es aus der Scheide, fand es scharf genung, und rief mit einer Art von Zufriedenheit aus: **Nun bin ich endlich mein eigener Herr.** Darauf las er nochmals das Gespräch des Plato. Nachdem er verschiedene male eingeschlafen, und wieder erwachet war, so war er zu dem Ziele gekommen, welches er seinem Leben selbst gesetzet hatte. Seine Freunde waren gerettet; die Ruhe und Ordnung war in der Stadt wieder hergestellet; und nachdem diese Absichten erfüllet waren, konnte er nach seinen Grundsätzen die Stunde des Todes destoweniger entfernen, da Cäsar an dem eben anbrechenden Tage gewiß bey Utica eintreffen mußte. Kaum war er also allein gelassen, so stieß er sich sein Schwerdt durch die Brust. Der Stoß wurde nicht gleich tödtlich, er rang daher mit dem Tode, fiel vom Bette herab, und stieß zugleich eine daneben stehende geometrische Tafel um. Auf das Geräusche, welches dadurch entstand, erhob das Gesinde, welches in der Nähe war, ein starkes Geschrey: und sogleich drang sein Sohn, und seine Freunde in das Zimmer hinein. Sie fanden ihn zu ihrem Schrecken verblutet, und einen Theil seiner Eingeweide aus dem Leibe gefallen: doch holte er noch Athem und sahe sie an. Der Arzt eilte herzu, um die Eingeweide, welche nicht verletzet waren, wieder an ihre Stelle zu bringen, und die Wunde zuzunähen. Allein, so bald Cato zu sich

kam,

kam, stieß er den Arzt von sich, riß seine Wunde von neuem auf, und beschleunigte dadurch seinen Tod. - - Zuletzt hat der Verfasser S. 181-189. noch lehrreiche Betrachtungen über die Tugenden des Cato; eine Vergleichung zwischen dem Cato und dem **Julius Cäsar**; (S. 190.) und eine andere zwischen dem Cato und dem Cicero aus dem (S. 191.) **Montesquieu** c) beygefüget. Nachdem uns der Verfasser die Grösse des Geistes unter den Römern gezeiget hat, so siehet er sich unter unserer Nation um, um einen Mann zu finden, dessen Talente den römischen Tugenden und Verdiensten entgegen gestellet werden können. Der Eifer, der Muth und die Tapferkeit Otto des ersten, seine unermüdeten Bemühungen für die Wohlfarth unsers deutschen Vaterlandes, haben dem Verfasser so viele Bewunderung abgenöthiget, daß er ihn gerade unter die grossen Männer gestellet hat. Einige unserer Leser erinnern sich vielleicht hierbey an die Worte, die wir in der Geschichte des menschlichen Geschlechts d), von Otto dem ersten gesagt haben: Laßt uns demnach behutsamer mit unsern Lobsprüchen und Beynamen seyn. Laßt uns dem Otto Tapferkeit zueignen, allein der Beyname des Grossen, erfordert die Vereinigung aller Tugenden, oder doch wenigstens das volle Maas der menschlichen Klugheit und des Verdienstes. Man siehet also hieraus, daß Herr Schröckh das

Leben

c) Considerations sur les causes de la grandeur des Romains, et de leur decadence.

d) Halle 1766. S. 114.

Leben und die Handlungen Otto des ersten aus einem ganz andern Gesichtspunkte, als wir, betrachtet, und daß er die Entwickelung der Begebenheiten der unsrigen entgegen gestellet hat, wovon man nur unter andern die Worte S. 248. lesen kann. Je mehr wir die Freundschaft des Herrn Schröckhs schätzen, an die wir uns oft mit Vergnügen erinnern, und da die Liebe zur Wahrheit gleichsam die herrschende Triebfeder von allen unsern Urtheilen und Bemühungen ist, desto angenehmer war uns dieser Widerspruch. Mit dem größten Vergnügen hätten wir unser ganzes Urtheil von Otto dem ersten zurück nehmen, und mit einer eben so starken Zufriedenheit sagen wollen: **Wir haben geirret.** Ein Bekänntniß, das einem Schriftsteller, der Muth besitzet, eine öftere Prüfung mit sich selbst anzustellen, eben nicht schwer ankommen muß. Allein wir haben dieses Leben des Otto mehr als einmal gelesen, wir haben die Begebenheiten überdacht, ohne unsere ehemaligen Gedanken in dem Gedächtnisse zu widerholen, und am Ende nur diese einzige Folgerung abgeleitet, daß Herr Schröckh **den grossen Mann**, nach einem eingeschränktern Begriffe, als wir, sich vorgestellet hat. Otto besaß Muth und viele Verdienste um unser deutsches Vaterland, die wir auch selbst angepriesen haben; aber man stelle sich eben so lebhaft, als diese Verdienste, seine sclavische Demuth gegen die Priester, und die vielen Staatsfehler, die er in Betrachtung der kirchlichen Verfassung von Deutschland begieng, vor. Vielleicht wird

man sagen, daß diese Handlungen, die allgemeinen Vorurtheile eines Zeitalters gewesen sind, welche kein grosser Geist habe überwinden können. Herr Schröckh scheinet selbst diese Meynung zu billigen. Wenn ich nun aber Otto dem ersten Carl den grossen entgegen stelle, und die Talente beyder Kayser vergleiche, alsdenn kann man vielleicht wahrnehmen, ob beyde den prächtigen Beynamen **eines Grossen**, in wahrem Verstande verdienet haben, oder nicht. Herr Schröckh sagt selbst S. 245: Was Carl in Ansehung seiner Gesetze, und weisen Anstalten im gemeinen Wesen, insbesondere aber auch derjenigen, welche er zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen, voraus hat, kommt, wenn ich richtig urtheile, (hatte aber nicht Carl der grosse auch beständig die Waffen in den Händen?) von seiner etwas häufigern Muse, von seinen mehr erleuchteten Zeiten, und vielleicht am meisten davon her, **weil er im Ganzen angesehen, ein grösserer Geist als Otto, war.** Diese Betrachtungen sind vielleicht hinreichend, die Leser, von der allgemeinen Idee, welche der Verfasser in diesem Leben weiter ausgebildet hat, zu unterrichten; und wir gehen nunmehro selbst zu seiner Erzählung fort. Nachdem der Verfasser S. 195. den **Charakter** eines grossen Mannes überhaupt geschildert hat, so macht er Betrachtungen (S. 199.) über den lehrreichen Stoff, welchen die Geschichte der Deutschen darbietet, und zeiget uns besonders, in welchem Zustande Otto, Deutschland, über welches er regieren sollte, gefunden

funden habe. Die Stelle verdienet ganz nachgelesen zu werden, und die letzten Worte derselben, werden die Richtigkeit unsers Urtheils zeigen. Im Grunde (S. 202.) war die Nation, sagt der Verfasser, nicht ganz barbarisch, nicht ohne Einsicht über ihre wahren Vortheile; vielleicht auch nicht einmal so lasterhaft, als die spätern Zeiten; aber ohne Gefühl der Reitzungen des gesellschaftlichen Lebens; ohne Wohlstand, Künste und Wissenschaften; ganz rauh und kriegerisch, überall mehr zum gewaltthätigen, als zum sanften geneigt. Allein sie war nicht im Ganzen betrachtet, an diesem finstern und unbiegsamen Charakter schuld; diejenigen, welche es über sich genommen hatten, sie zu unterrichten, und aufzuklären: die Geistlichen müssen deswegen am meisten angeklaget werden. Sie hatten die Religion auf Zwang und Furcht gegründet, den Verstand von wahrer Wissenschaft und eigenem Nachdenken abgehalten, und das Herz mit abergläubischer Andacht erfüllet. Einer Nation, die so erzogen, in einer solchen sittlichen Unterwürfigkeit erhalten wurde, blieb bey den größten Gaben nichts mehr übrig, als sich durch ihren Arm und Muth hervorzuthun. - - - In dieser Verfassung von Deutschland, wurde Otto, im Jahre 936. zum deutschen Könige gewählet. Kaum hatte er zu regieren angefangen (S. 203.) so wurde er in eine Reihe von Kriegen und Unruhen verwickelt, die er aber alle zu seinem Ruhme endigte. Der Verfasser erzählet hierauf diese Kriege, und sein Plan entfernet sich wieder von dem

biographischen. Denn diese Beschreibung kann in jeder allgemeinen Geschichte von Deutschland, nicht weitläuftiger wiederholet werden. Es ist wahr, der Verfasser entschuldiget sich mit diesen Worten. S. 205: In der allgemeinen Geschichte der Welt sind diese Begebenheiten freylich zum Theil, gegen die grossen Stürme gehalten, welche die Gestalt ganzer Reiche umgekehret haben, nur unerhebliche Bewegungen; allein aus seinem Leben dürfen sie doch nicht weggelassen werden. Man muß diesem starken und geschäftigen Geiste überall hin folgen, wenn man ihn völlig kennen will. Da freylich einmal die kriegerischen Vorfälle, den meisten Stoff in dem Leben Otto des ersten ausmachen, so müssen sie wiederholet werden, allein nach dem Plane einer Biographie nur in so weit, als man aus dieser Vorstellung, das Herz, die Sitten, und den Charakter Otto des ersten beurtheilen kann. Alle andere Begebenheiten, die uns nicht die Tugenden, Thorheiten und Laster Otto des ersten entdecken, welche an und vor sich selbst den Plan der Lebensbeschreibung bestimmen müssen, gehören nicht hierher, sondern in die allgemeine Geschichte von Deutschland. Vielleicht wird man einwenden, daß diese abgekürzte Erzählung der Kriege, die man nur mit wenigen Worten erwähnet, und stets auf seinen besondern Gegenstand zurück gehet, daß, sage ich, selbst diese abgekürzte Erzählung, Dunkelheit und Finsterniß über das ganze Leben ausbreiten wird.

Allein wer Biographien mit Nutzen lesen will, soll schon die allgemeine Geschichte wissen. Niemand wird die Schönheiten eines Cornelius Nepos und Suetons richtig zergliedern, niemand wird ihn richtig verstehen, und die abgekürzte Vorstellung der Begebenheiten, aus dem wahren Gesichtspunkte beurtheilen, wer nicht schon die allgemeine Geschichte von Griechenland und Rom studiret hat? Die Erzählung des Verfassers enthält dahero die allgemeinen Begebenheiten Deutschlands, als den Aufruhr in Bayern S. 104: Die Zwistigkeiten zwischen den Franken und Sachsen S. 205-207. Die französische Geschichte S. 207-209. und die Unruhe in Böhmen. S. 210 und 211 u. s. w. S. 212. scheinet der Verfasser die comites palatinos prouinciales nicht sorgfältig genung von den comitibus palatinis zu unterscheiden. Er sagt: Die Pfalzgrafen hatten seit den carolingischen Kaysern, die Aufsicht über alle kayserliche Kammergüter und Palläste, welche in den verschiedenen Landschaften des Reichs zerstreuet waren; ausserdem aber stelleten sie noch die obersten Richter am kayserlichen Hofe vor, an welche man sich bey den Streitigkeiten wande, die zwischen den deutschen Fürsten, und den geringern Vasallen entstanden waren, und zuweilen berief man sich auf ihren Ausspruch, wenn man mit der Entscheidung der Untergerichte nicht zufrieden war. Der bekannte Hertius e), und einige andere drücken sich ebenfalls

e) Hertius notitia regni Francorum veteris §. 24, p. 250.

zweydeutig aus, und unterscheiden die comites palatii von den comitibus palatinis prouincialibus nicht deutlich genung. Der Comes palatii wurde unter die Hofämter gezählet, er folgte allezeit der Hofstatt, entschied die causas majores, welche entweder per modum prouocationis an den königlichen Hof gelanget waren, oder die an dem Hofe selbst entstandene Streitigkeiten betrafen; die comites palatini in den Provinzien im Gegentheile entschieden im Namen des Königes, die ad palatia regum gebrachte Streitigkeiten, und beobachteten zugleich die iura fisci regii in den Provinzien f). S. 213-217. beschreibt der Verfasser die übrigen kriegerischen Auftritte unter Otto dem ersten, und S. 217-233. sehr weitläuftig die Geschichte Italiens. Nach diesen Begebenheiten, werden die Verdienste des Kaysers um die Staatsverfassung unsers Vaterlandes gezeiget. S. 238. lesen wir unter andern folgende Stelle: In dem Jahre 937. legte Otto zu Magdeburg ein Benedictiner-Kloster an, welches er mit fürstlichen Einkünften und Rechten überhäufte. Er nahm sie aber demselben nachmals größtentheils, um sie dem neuen Erzbisthume zu ertheilen; die Benedictiner bekommen ein anderes Kloster auf einem kleinen Berge nahe bey Magdeburg, und von dieser Veränderung schreibt sich das berühmte Kloster **Bergen** her, das

f) Christian Gottfried Hofmann Grundsätze des Staatsrechts S. 309-312. und besonders die aus dem Hinkmarus angeführte Stelle. Man sehe auch S. 305. und folg.

das schon lange weit gemeinnützigere Absichten erfüllet, als ihm der gute Kayser zugedacht hatte, und in welchem ich selbst den ersten bessern Geschmack an den Wissenschaften gefasset habe. Dieser Nachsatz war uns ganz unerwartet. S. 239. kömmt der Verfasser auf die Fehler, die Otto der erste begangen hat. Die Geistlichkeit, sagt er, allein wäre berechtiget gewesen, ihn aus Dankbarkeit den **Grossen** zu nennen: Denn seine Freygebigkeit gegen sie war königlich. Von ihm kommen hauptsächlich die ungemeinen Reichthümer, und die daraus entstandene Macht der deutschen Clerisey her. Mit einer Art von Verschwendung schenkte er den Erzbischöfen und Bischöfen ganze Herzogthümer und Grafschaften, und den Klöstern eine Menge von Städten, Dörfern und Landesherrlichen Vorrechten. Er wollte, daß die grössern Geistlichen den weltlichen Fürsten in nichts nachstehen, und noch gewissermassen den Vorzug vor diesen haben sollten. Es ist glaublich, daß ihn ausser den Trieben der Frömmigkeit, auch ein besonderes Vertrauen auf die Geistlichkeit darzu bewogen habe, sie durch so ausserordentliche Gaben und Erhöhungen gleichsam ausser ihrer Sphäre und Bestimmung zu ziehen. Die meisten Herzoge, und andere grosse deutsche Herren seiner Zeit höreten nicht auf, seine Regierung zu beunruhigen. Allein die Geistlichen blieben ihm weit unterthäniger, und er konnte auch hoffen, daß Leute, welche das Beste der Religion, die Bekehrung der Heiden, die Beförderung der Gottseligkeit zu ihrem

vornehmsten Entzwecke machten, in der Treue gegen ihn und seine Nachfolger niemals wanken würden. Diese Erwartung schien desto gegründeter zu seyn, je genauer ein unverheyratheter Geistlicher, der seine Gewalt und seine Schätze, nicht wie weltliche Fürsten seinen Erben hinterlassen kann, mit dem Staate und dessen Oberhaupte verbunden ist. Allein die folgenden Jahrhunderte (auch schon die Periode Otto des ersten) haben gelehret, wie übel die Wohlthätigkeit des Otto bey dem geistlichen Stande angewandt worden sey. -- S. 243-252. hat der Verfasser den Charakter Otto des ersten, noch genauer bestimmet, und seine Eigenschaften sehr lehrreich abgezeichnet. Die Stellen verdienen ganz nachgelesen zu werden. Den **Barre** würden wir nicht einmal S. 256. einen angenehmen Schriftsteller genennt haben. Denn wenn man seine Geschichte nach der historischen Kunst beurtheilen will, so wird man sehr wenige Stellen finden, die schön und angenehm, in genauem Verstande genennet werden können. Allein freylich in Vergleichung mit einem **Hahn**, **Struv**, und andern, bleibt er immer der angenehmste Schriftsteller. In dem Leben Heinrichs des grossen, ist der Verfasser eben dem Plane gefolget, den wir in den vorhergehenden Biographien genauer entwickelt haben. Eine Beurtheilung der einzeln Stellen, würde die Anzeige dieser Schrift allzu weitläuftig machen; und wir wünschen, daß unsere Leser dieses Buch selbst ganz lesen und prüfen.

Vom falschen Religions-Eifer. Berlin 1767. S. 182. in 12.

Der Unglaube und die Schwärmerey, verhindern die Ausbreitung der Religion, aber sollte der falsche Religions-Eifer nicht eben ein so mächtiges Hinderniß seyn? Sollte diese Leidenschaft, die sich oft der unerlaubtesten Mittel bedienet, um alle Tücke eines bösen Herzens ihrem oft ganz unschuldigen Nebenmenschen fühlbar zu machen, nicht eben so viele schreckliche Folgen über die Glückseligkeit der Staaten ausbreiten? Man frage die Geschichte unserer Tage, und wie viele traurige Erfahrungen wird sie uns nicht zeigen können! Ich habe manches von dem, sagt der Verfasser, den wir eben so stark wegen seinen liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens, als wegen seiner Gelehrsamkeit verehren, was ich hier den Gottesgelehrten öffentlich vorlege, aus der Geschichte meines eigenen Herzens abgeschrieben, denn ich war auch einer von den eben nicht sehr sanften Eiferern, und ließ mich manchmal mit einem zu lebhaften Unmuth gegen diejenigen einnehmen, die meiner Meynung nach etwas falsches in der christlichen Lehre behaupteten. Allein ich habe seit mehrern Jahren anders denken gelernet, und mich durch die gewissenhafte Beherzigung eben der Gründe, mit welchen ich in dieser Schrift den falschen Religions-

ligionseiferern an ihr Gewissen zu kommen suche, nach und nach von dieser Unart geheilet. Meine Freude und mein stiller Dank gegen Gott aber würde sehr groß seyn, wenn diese Schrift bey manchen Eindruck machen, und die Muthmassung eintreffen sollte, welche einer meiner gelehrten Freunde, dem ich sie in der Handschrift zugeschickt hatte, in seinem Antwortsschreiben äusserte: Vielleicht beschämt sie manchen unserer unbändigen Eiferer, wofern ihr Kopf nicht zu alt geworden, Wahrheiten zu begreifen, die ihr Herz schon lange hätte fühlen sollen. Wir haben diese Worte ganz abgezeichnet, da sie der Denkungsart des Verfassers grössere Ehre machen, als alle Lobsprüche. Es ist wohl in der menschlichen Seele, keine schönere, aber auch wenn (S. 1.) sie nicht von der Vernunft regieret wird, keine ausschweifendere Leidenschaft, als der Eifer für die Religion. Gottesfurcht, Rechtschaffenheit und Tugend gewinnen dabey, wenn ein solcher Eifer von Wahrheit und richtiger Erkenntniß geleitet wird. Allein nichts (S. 4.) schadet auch der gerechten Sache des Christenthums mehr, als wenn er unbehutsam und hitzig die Bahn verfolget, die der Irrthum ihm vorzeichnet, oder sich wohl gar durch Schwärmerey und Aberglauben auf die äussersten Abwege mit Ungestüm fortreissen läßt. So gewiß ist es, (S. 6.) daß das Reich der christlichen Wahrheit an einem weisen verständigen Mann, dem die Ehre der Religion am Herzen liegt, jederzeit einen muthigen Held habe, der nicht eher, aber auch denn, wenn

ihm der Feind trotzig unter die Augen tritt, gewiß aufstehet, und Helm und Waffen anleget, das feste Lager zu vertheidigen, auf dessen Bewahrung alles ankommt, und dessen rechtmässige Behauptung ihm von seinem Herrn anvertrauet worden. Dahingegen der blinde Religionseiferer einem wilden, weit umherschweifenden Parthevgänger gleichet, der vor und hinter sich jeden kleinen ruhigen und unschuldigen Haufen feindselig anfällt, den Feind mit dem Freunde blind niederhauet, und weiter zur Beylegung des Streits nichts thut, als daß er überall das Land rings umher verwüstet, indem er im Grunde mehr für seinen Eigennutz, als für die Rechte und Vortheile seines Herren streitet. Nach dieser allgemeinen Einleitung, welche bis S. 12. fortgesetzet wird, gehet der Verfasser auf die besondere Ausführung seines Plans fort, entdecket die Quellen des falschen Religions-Eifers; zeiget, wie derselbe dem Geiste des Christenthums zuwider sey; und beschreibet endlich die nachtheiligen Folgen, welche er verursachet. Oft kann sich ein falscher Religions-Eifer selbst auf gute Gesinnungen des Herzens gründen. Der Fehler liegt darinne (S. 18.) daß, wenn man seine Religions-Begriffe einmal für die einzigen wahren hält, man gemeiniglich glaubt, alle andere, die davon im geringsten abgehen, wären falsch, und dem Christenthume gefährlich. Wenn nun diese Voraussetzung ihre Richtigkeit hat, so ist nichts natürlicher, als daß ein rechtschaffener Christ jemanden für verdächtig, und für einen geheimen Feind der

christlichen Lehre halten könne, dessen Ideen sich nicht überall an die seinigen anschmiegen. Allein sollte man nicht auch von diesen, die demnach aus guter Absicht, nach wirklicher Ueberzeugung, wiewol aus irrigen Gewissens-Eifern, erwarten, daß sie ihre Einsichten nicht (S. 23.) zum einzigen und untrüglichen Maasstabe für andere annähmen; daß sie bey dem ohnfehlbaren Bewußtseyn, wie leicht der menschliche Verstand irren könne, doch ein bedachtsames und weises Mißtrauen in ihre Aussprüche setzten; daß sie einem von der dissentirenden Parthey eben die Ehrfurcht vor Gott, eben die Liebe zur Wahrheit des Evangeliums, eben die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit des Herzens, deren sie sich in ihrer Seele bewußt sind, auch zutraueten. Es würde inzwischen ein Glück für die Welt und für das Christenthum seyn, wenn man keinen andern Religions-Eifer kennete, als den gut gemeinten. Aber (S. 26.) was soll man von denen sagen, die sich mit so grosser Heftigkeit und ungestümen Hitze gegen anders denkende entrüsten, ausser ihrer eigenen Kirchengesellschaft nichts als lauter Irrthum, und noch darzu abscheulichen Irrthum gewahr werden, jeden unschuldigen, und aus guten Gründen erwiesenen Lehrsatz in der Religion vor der Hand wegketzern, so bald er sich mit ihrem Lehrbegriffe nicht vereinigen läßt, und den vollen Köcher ihres Genies über diejenigen ausleeren, welche sich nicht völlig in ihre speculativische Denkungsart fügen wollen? Der Verfasser entwickelt uns hierauf die Ursachen, welche wohl diese

fal-

falschen Religions-Eiferer, zu so unfreundlichen, und selbst einem guten moralischen Charakter widersprechenden Gesinnungen, bewegen können. Man würde unbillig handeln, wenn man sie insgesammt des Lasters (S. 31.) einer vorsetzlichen Heucheley beschuldigen wollte. Ihr Herz spielet ihnen vielmehr einen geheimen Betrug: In ihre vermeinte Ueberzeugung von dem, was in der christlichen Lehre wahr oder unwahr sey, mischet sich eine gewisse Eigenliebe und verborgener Stolz, eine bis zum Aberglauben gehende Anhängigkeit an das Alterthum, und eine tief eingewurzelte Trägheit der Seele. Alle diese Ursachen hat der Verfasser sehr deutlich aus einander gesetzet. S. 33-37. sind die schrecklichen Wirkungen der Eigenliebe lehrreich geschildert. S. 37-46. ist das Vorurtheil des Alterthums in seiner Blöse dargestellet; und S. 47-51. der Geist der Trägheit und Bequemlichkeit lebhaft abgezeichnet. Ausser diesen zwey Klassen von falschen Religions-Eifern, ist noch die dritte, aber schlimste übrig, (S. 51.) deren böses und ungebessertes Herz ihnen alle Schmähungen eingiebt, die sie oft mit so grosser Wuth über würdigere Menschen und rechtschaffenere Christen, als sie selbst sind, ausschütten. Und diese sind sowol diejenigen, welche aus Eigennutz und Gewinnsucht über Lehrsätze halten, wovon sie keine Ueberzeugung haben können; als diejenigen, welche manche andere geheime Unarten ihres Herzens, manche freywillige, wiewol verborgene Laster ihres Wandels mit der Rechtgläu-

digkeit wieder gut machen wollen. Auch von diesem falschen Religions-Eifer hat der Verfasser (S. 52-59.) ein rührendes Bild entworfen, welches gleichsam ein kleiner Commentar über folgende Stelle des Bischofs Hare, die der Verfasser angeführet hat, seyn kann. Sie mögen thun was sie wollen, sagt dieser Bischof g); Seyn sie nur orthodox! Ihre Orthodoxie wird eine Menge von Sünden zudecken. Aber eine ganze Wolke von Tugenden wird nicht hinreichen, auch nur den kleinsten Mangel von Orthodoxie zu bedecken.

Nachdem der Verfasser die Quellen des falschen Religions-Eifers aufgedecket hat, so zeigt er, wie unbillig, und wie widersprechend dem Geiste des Christenthums dieser Religions-Eifer sey. Diese Betrachtung gehet von S. 59-88. Keine Religion, hat das königliche Gesetz der Liebe (S. 60.) so zur Grundlage gemacht, als die christliche; und doch ist auch keine, deren Bekenner sich in so viele Secten theilten, von welchen die unverständigen immer ein argwöhnisches und mißtrauisches Herz gegen die andern behalten, als eben diese. Die Geschichte enthält gleichsam das Siegel, und die Bestätigung von dieser Wahrheit. Der Verfasser zeigt uns dahero den Geist der Religion zu den Zeiten der Apostel S. 60-62; ferner zu derjenigen traurigen Periode; da die römischen Bischöfe die menschliche Vernunft gleichsam in den Ketten der

g) In dem Tractat The difficulties and Discouragements which attend the Study of the Scripture.

der Sclaverey gefangen hielten S. 63 und 64; und endlich in unsern Tagen. Mit vieler Beruhigung haben wir wahrgenommen, daß der Verfasser aus eben demjenigen Gesichtspunkte, den Geist der Religion nach den verschiednen Perioden betrachtet hat, als wir ihn in der Geschichte der Protestanten geschildert haben. So schön auch alle diese Stellen von dem Verfasser ausgearbeitet sind; so wollen wir doch nur folgende S. 63. abcopiren: Ich wundere mich nicht, sagt er, daß ehemals ein heftiger Verfolgungs-Geist in der Kirche hat aufkommen, und alle Grundsätze der Toleranz aus der christlichen Religion haben verbannet werden können. Denn wenn einmal die Herrschaft des päbstlichen Stuhls sich erhalten sollte, so war kein anderes Mittel die Gemüther zu fesseln übrig, als eben dieses. Aber daß wir Protestanten, denen die göttliche Vorsehung durch den Dienst unserer Reformation das Licht eines gereinigtern Christenthums wieder hat aufgehen lassen, daß wir uns in unsern aufgeklärten Zeiten doch noch unter einander verkeßern; daß wir ein neues Pabstthum unter uns einführen, einer freyen und gewissenhaften Untersuchung der Wahrheit in der evangelischen Kirche Grenzen setzen, um blosser Nebenmeynungen willen, ob wir gleich Brüder sind, unter uns Zank seyn lassen, und in dem sectirischen Geiste der Corinther sprechen wollen: Einer, ich bin **lutherisch**, der andere, ich bin **calvinisch**, der dritte, ich bin **christisch**, das ist doch in der That ein überaus wunderlich Ding. Wie? ist Christus noch

noch getrennet? möchte man wohl hier mit dem heiligen Paulus fragen. **Ist denn Lutherus für euch gekreuziget, oder seyd ihr auf Calvins Namen getaufet?** Wir wünschen, daß alle Gottesgelehrten die ganze Betrachtung des Verfassers bis S. 88. mehr als einmal lesen, und seinen Geist nachahmen möchten. In dem dritten und letzten Abschnitte wird S. 88-182. die Schädlichkeit eines ungestümen Religions-Eifers vorgestellet. Der Verfasser suchet dieses besonders aus der Erfahrung der vorigen, und auch gegenwärtiger Zeiten zu beweisen. Er sagt unter andern S. 100: Ich bin sehr davor, daß man die Verdienste unserer Reformatoren gegen ihre hämischen Verächter, die **Voltaire** unserer Tage, in ihrem völligen Glanze darstelle. Aber man sollte nicht blind auf alle ihre Worte schwören, man sollte sie nicht vergöttern, sonst lachen die Ungläubigen mit Grunde über uns, und wir vermehren sie dadurch selbst noch in ihrem Grabe. Ich bin hier auf einen Punkt getroffen, (S. 101.) über welchen ich ohnfehlbaren Widerspruch vorher sehe, und von dem zu wünschen stünde, daß unsere wahren Gottesgelehrten darüber einmal mit aller Unpartheylichkeit etwas gewisses ausmachten; nemlich, ob man, um keine neue innerliche Trennung in der Kirche zu veranlassen, und die Gleichförmigkeit der Glaubenslehren darinn zu bewahren, befugt sey, auf alle vor Alters stabilirte Lehrsätze menschlicher Bekenntnißbücher, es koste was es wolle, steif und feste zu halten? Und denn, ob und warum es für ein-

einzelne Lehrer, welche diesen und jenen Lehrsatz ihrer Kirche unrichtig, und mit der heiligen Schrift nicht übereinstimmig finden, rechtmässig oder unrechtmässig sey, davon abzugehen, und blos das zu lehren, was die Bibel davon sagt? Beyde Fragen hat der Verfasser nicht ganz aufgelöset, sondern nur aus einigen Gründen, was ihm dabey recht, oder unrecht zu seyn dünket, (S. 102.) gesagt. Man sollte das Feld der christlichen Wahrheit (S. 103.) nicht als ein in gewisse enge Grenzen eingeschlossenes Land ansehen, welches unter der Herrschaft dieses oder jenen störrigen und eigensinnigen Despoten stünde, der ohnerachtet seine Unterthanen das Land nicht auf die beste Art bauen, sich doch darauf gesetzt hat, daß darinn schlechterdings keine Neuerungen gemacht werden sollen, und deshalb harte Amtleute und Frohnvögte gesetzet hat, welche diejenigen mit Feuer und Schwerd ausrotten sollen, die ihren Acker nicht nach väterlicher Weise bearbeiten, sondern nach ihren eigenen Einsichten den Boden prüfen. Dieses Gleichniß wird auf das Reich Christi, dieses Königreich der Wahrheit und der Tugend angewendet. Die Stellen verdienen ganz nachgelesen zu werden, S. 106-156. und sind keines Auszuges fähig. Eine einzige Stelle wollen wir auch von diesen Betrachtungen, als ein Beyspiel anführen: Die Idee des bekannten Engelländers h) (S. 111.) ist nicht unrecht, wenn er die verschiedenen kirchlichen Mey-

h) Schwift, in seinen Mährchen von der Tonne.

Meynungen der Christen, als verschiedene zum Theil ganz unrichtige Auslegungen ansiehet, welche die hinterbliebenen Brüder von dem Willen ihres verstorbenen Vaters gemacht haben. Der göttliche Stifter unsers Glaubens hat uns sein Testament hinterlassen. Dieß muß doch allein in den Sachen des Christenthums gelten. Und wenn wir zu reifen Jahren gekommen sind, so wird es uns doch wohl erlaubt seyn, über den natürlichen Verstand desselben selbst nachzudenken, ohne uns an die Auslegung zu kehren, die etwa unsere Vormünder oder Sachwalter während unserer Minderjährigkeit davon gemacht haben. Und das könnte ohne Streit abgehen, wenn wir uns als Kinder eines und eben desselben gütigen Erblassers ansähen, denen es einmühig darum zu thun wäre, seinen Willen gewissenhaft zu befolgen. Indessen zu diesem einträchtigen Sinn haben sich die sämtlichen Bekenner Christi noch nicht verstehen wollen. Die eifrigen Gottesgelehrten halten sich für berechtigt, diejenigen, welche nicht durchgängig mit allen Sätzen der symbolischen Bücher ihrer Kirche übereinstimmen, für Feinde des Christenthums anzusehen, und die Waffen gegen sie zu ergreifen. Wohlan, wenn denn Krieg durchaus seyn soll, so sey Krieg. Aber ich frage sie, ob denn jemals zu erwarten stehe, daß der Friede auf billige Bedingungen werde geschlossen werden, wofern sie es nicht wie die päbstliche Kirche machen, und alle vernünftige Freyheit zu denken und die Wahrheit unserer kirchlichen Lehrsätze zu untersuchen, gewalt-

waltsam unterdrücken wollen? = = S. 156=168. werden die Mittel gezeiget, deren man sich bedienen soll, um die Ungläubigen, die noch nicht alles Gefühl von Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit verloren haben, von ihren Irrthümern zu überzeugen. S. 169=182. beschließt alsdenn der Verfasser dieses schöne und lehrreiche Buch mit einer nachdrücklichen Anrede an seine Amtsbrüder. Wir freuen uns, selbst einen Geistlichen zu sehen, der mit vielem Muthe, ohne alle Furcht vor die Gewalt der Vorurtheile, und mit so edlen Gesinnungen des Herzens, den blinden Eifer seiner Amtsbrüder bestreitet, und möchte doch endlich die Periode in der protestantischen Kirche vorhanden seyn, da wir die Wahrheit der evangelischen Religion durch Beyspiele der Sanftmuth und Liebe bestätigten!

Geschichte Franz des ersten, Königs von Frankreich, genannt der grosse König und der Vater der Wissenschaften, geschrieben von Herrn Gaillard, Mitglied der Academie der Aufschriften und schönen Wissenschaften. Aus dem französischen übersetzet. Erster Theil Braunschweig. 1767. S. 461. in groß 8vo.

Die Regierung **Franz des ersten**, der nicht allein an allen grossen Begebenheiten

Europens so vielen Antheil genommen, sondern auch in vielen und grossen Anstalten seines Reichs neue Epoquen gestiftet hat, ist gewiß ein Gegenstand, der die Aufmerksamkeit eines historischen Genies reitzen, und zur Ausarbeitung einer eignen Geschichte von diesem Könige aufmuntern konnte. Man darf nur die Vorrede unsers Schriftstellers mit Aufmerksamkeit lesen, so wird man bald sehen, daß er diejenigen Talente besitzet, welche jeder kluge Leser von einem Geschichtschreiber erwartet. Je seltner dergleichen gute Producte in unserm deutschen Vaterlande sind, destomehr wird es Pflicht seyn, an guten ausländischen Mustern unserer Nation zu zeigen, welche Eigenschaften den Charakter eines guten Geschichtsbuches bestimmen; und in wie weit man auch in diesem Theile der Litteratur die Schönheiten des Alterthums erreichen könne! Die Vorrede des Verfassers unterscheidet sich von den gewöhnlichen, und verdienet selbst eine nähere Zergliederung und Beurtheilung. Anfangs war der Verfasser entschlossen, eine Abhandlung über die beste Art die Geschichte zu schreiben, voraus zu schicken; allein diesen Vorsatz hat er wieder geändert, und uns nur den Plan gezeigt, dem er in seiner Geschichte gefolget ist. Da die Materie von dem historischen Plane überhaupt, und von der Ausführung der Begebenheiten insbesondere, noch gar nicht vollkommen und richtig bearbeitet ist, und da es nothwendig seyn wird, wenn wir eine wahre Theorie der Geschichte erhalten wollen, (S. 6.) die Ideen der Alten nochmals mit einem

philosophischen Nachdenken zu prüfen, neue hinzu zu fügen, und sie alle in einer gehörigen Ordnung zu entwickeln; so würde der Verfasser durch dieses Unternehmen ein desto grösseres Verdienst um die Geschichtskunde erlangt, und uns gleichsam ein doppeltes Geschenk gemacht haben. Allein er sagt: dieses Unternehmen ist über meine Kräfte; es würde ausserdem ein neues Buch werden, und die Welt hat wohl genung an dem, das ich ihr hier vorlege. Ich will mich daher einschränken, und hier blos von der Form Rechenschaft ablegen, die ich geglaubt habe, dieser Geschichte geben zu müssen. In der That sollte diese Bemühung jeder Geschichtschreiber übernehmen, dem Leser seinen Plan vorlegen, die einzelne Anordnung der Begebenheiten zeigen, und endlich die Absicht deutlich vorstellen, die er mit dem Vortrage seiner Begebenheiten hat erreichen und ausführen wollen. Von wie vielen Seiten kann nicht eine einzige Begebenheit vorgestellet, und wie verschiedener Nutzen kann nicht, selbst nach den verschiedenen Arten der Vorstellung, durch eine einzige Begebenheit ausgebreitet werden. Wer wird aber von unsern Landesleuten diese Pflichten fodern? von ihnen, die meistentheils die Natur eines Plans gar nicht kennen, noch vielweniger das Verhältniß der Begebenheiten gegen andere Gegenstände, die allererst den nützlichen und lehrreichen Unterricht hervorbringen, untersuchen? von ihnen, die alles glauben gethan zu haben, wenn sie sorgfältig und getreu die Begebenheiten zusammen tragen, und aus einigen andern Ge-

schichtschreibern ein Ganzes wieder zusammen setzen, bey dessen Lesung man sogar die Seiten am Rande bemerken könnte, wo die Begebenheiten hergenommen sind! Wie will also in ihren Geschichtsbüchern **Einheit**, und der eigne **Geist der Begebenheiten** herrschen, da durch die wunderbare Mischung der oft wörtlich beybehaltenen Erzählung aus andern Geschichtschreibern, ein lächerlicher Contrast entstehet; wo der Vortrag fast in jeder Periode gegen die andere absticht, und wo man endlich, da die eine Begebenheit aus diesem Buche, die andere aus jenem wiederholet wird, niemals die Vorstellung derselben, nach einer einzigen Absicht vollenden kann? Die Franzosen haben jedoch eben so wenig Ursache, uns wegen dieser Vernachlässigung des historischen Plans, und des Geistes der Begebenheiten, Vorwürfe zu machen. Ihre Kunstrichter, und diese sollten doch wohl am ersten die nöthigen Einsichten besitzen, preisen uns oft Geschichtsbücher, als Meisterstücke der historischen Kunst an, die selbst mittelmässige Kenner der Geschichte in Deutschland, als die elendeste Maculatur ausbieten werden. i) . . Nach dieser

i) Man lese das Iournal encyclopedique in einem der neuesten Stücke, wo Herr **Ranft**, dieser Faßmann unserer Tage, als der schönste Biographe angepriesen wird. In den andern Theilen der Litteratur sind die Urtheile oft eben so unglücklich. Ein gewisser Gelehrter, der wegen seiner lateinischen Poesie, und Schreibart unter unserer Nation eine eigene Epoque macht, wird neben einem Mann hin-

ser allgemeinen Anmerkung, die vielleicht nicht ganz an unrechtem Orte stehet, wollen wir den eignen Plan des Verfassers näher prüfen. Jede grosse Begebenheit ist nicht getrennet, sondern völlig vom Anfange bis zu ihrer letzten Entwickelung auf einmal vorgestellet worden. Die genaue chronologische Ordnung konnte hier nicht beobachtet werden; aber eine weit schwerere, die Ordnung und Verknüpfung der Begebenheiten, welche aus den Triebfedern und Ursachen hergeleitet wird. Dieser Plan ist der schwerste, aber bey einer weitläuftigen Geschichte, in welcher der Leser den wahren Geist der Begebenheiten betrachten, und selbst an den Handlungen Antheil nehmen soll, wird dieser Plan wesentlich seyn. - - Diese Methode, die gar keine Rechtfertigung nöthig hat, denn ohne Beobachtung derselben kann ich mir kein pragmatisches Geschichtsbuch denken, sucht der Verfasser zu rechtfertigen. Seine Betrachtungen sind lehrreich, und die Wiederholung derselben wird unsern Lesern gewiß nicht unangenehm seyn. Die Form der Jahrbücher, (S. 8.) oder die chronologische Form, ist die erste, die sich den Geschichtschreibern hat darbieten müssen; sie ist die einfachste, und Leuten von mässigen Fähigkeiten gerade angemessen. Denn sie überhebt den Geschichtschreiber

hingestellet, wobey uns die Vergleichung gerade so vorkam, als wenn man einem feurigen Jüngling, die Wahl, zwischen dem schönsten Frauenzimmer, und einer häßlichen und abgelebten Matrone im Ernste anbieten wollte.

der Mühe selbst zu denken, und zu erfinden, sie hat aber doch diesen Vortheil, daß sie die Begebenheiten in der Ordnung, wie sie vorgegangen sind, zeiget. Aber von der andern Seite ist auch in einer Geschichte von einigem Umfange nichts ermüdender, als diese ängstliche Beobachtung der Zeitordnung. Dieser Plan zeigt niemals eine ganze Begebenheit, (auch niemals alle und jede Triebfedern, folglich kann kein Leser ihren wahren Geist übersehen) ein ganzes Gemählde, (S. 9.) sondern alles stückweise, einen Theil einer Begebenheit, einen Theil eines Gemähldes, und diese Stücke, die keine Verbindung, keinen Zusammenhang haben, können nicht tief in die Seele des Lesers dringen. In den Jahrbüchern wird auch der Leser keinen Antheil an den Begebenheiten nehmen. Denn er siehet sie niemals völlig nach ihren Ursachen, Ausbruche und Folgen; und seine Aufmerksamkeit wird durch die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Gegenstände zerstreuet, endlich wohl gar ermüdet. Ohne Zweifel wird ein Leser (S. 11.) sich mit weit mehr Vergnügen und Nutzen in einer Geschichte unterrichten, wo alle Begebenheiten von einer verschiedenen Art, besonders beschrieben, und die Begebenheiten von einer Art, mit Kunst verbunden, und ununterbrochen von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ziele fortgeführet, und zu einem Ganzen gemacht werden, welches der Verstand mit einem Blicke übersehen und fassen kann. Nach diesem schweren Plane, welcher in weitläuftigen Geschichtsbüchern allgemein werden sollte, und freylich

nur

nur vor geübte Leser ist, mußten alle Begebenheiten, die vor der Regierung Franz des ersten, geschehen waren, welche aber auf dieselbe noch immer einen sichtbaren Einfluß hatten, wiederholet werden. Diese Begebenheiten stellet der Verfasser in der Einleitung vor, die in vier Capitel abgetheilet ist. Das erste Capitel erläutert dahero die Genealogie, die Erziehung Franz des ersten, kurz alle Begebenheiten, die zu seiner Geschichte gehören, bis auf den Tod Ludewigs des zwölften. Franz gelangt zur Regierung. Er beschäftiget sich zuerst mit Mayland und (S. 12.) mit Neapel. Die wahren Triebfedern von diesen Begebenheiten, sind in der Geschichte der vorhergehenden Zeiten verwickelt. Seine Rechte, und die Ansprüche der andern zugleich darnach strebenden Staaten, mußten also erkläret werden. Diese Begebenheiten machen das zweyte Capitel aus. Franz stund mit dem übrigen Europa in beständigen Verbindungen. Das dritte Capitel giebt also ein Gemählde von Europa, (S. 13.) und zeigt die Verfassung der verschiedenen Mächte auf Franz des ersten seine Absichten. Bey diesen Absichten mußten ihn vorzüglich seine eigene Staaten unterstützen. Die inneren Kräfte Frankreichs werden demnach in dem vierten Capitel betrachtet und geschildert. Nach dieser Einleitung, welche die wahren Triebfedern zu den nachmaligen Begebenheiten enthält, und daher den richtigsten Plan hat, fängt sich die Geschichte dieses Königes, seit seiner Thronbesteigung nach der chronologischen Reihe der Jahre selbst an.

Diejenigen Triebfedern, aus welchen der Geist der Religion, der Sitten, der Gelehrsamkeit der Nation, unter der Regierung Franz des ersten erläutert werden müssen, wird der Verfasser ohne Zweifel in denjenigen Theilen, welche diese Begebenheiten enthalten, vorausgeschickt haben: Dieß ist also der mechanische Theil dieser Arbeit. Von der Ausführung sagt der Verfasser S. 13: ich hätte gerne die Gegenstände mit jenem göttlichen Feuer beleben mögen, welches die grossen Geschichtschreiber der Griechen und Römer ihren Werken mitgetheilet haben, ich hätte gerne mögen mahlen können, wie sie. Diese Worte hat der Verfasser noch weiter ausgeführet, und einige lehrreiche Betrachtungen über die Kunst, die Richtigkeit der Begebenheiten zu bestimmen, und über die Beredsamkeit sie zu schildern, gemacht. Er stellt eine Vergleichung an zwischen den Geschichtschreibern des Alterthums, und der neuern Zeiten. Seine Gedanken sind schön, und verdienen im Ganzen wiederholet zu werden. In einer Vergleichung der Alten (S. 14.) mit den Neuern, würde ich den Neuern den Vorzug in der Critik zugestehen; aber der Preiß der Beredsamkeit gebühret den Alten. Ein denkender und fühlender Geist verbreitet sich durch alle Theile ihrer Werke.

Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, et magno se corpore miscet.

Welch

Welches Schauspiel macht der peloponesische Krieg! im Thucydides, der Feldzug des jüngern Cyrus im Xenophon. Man ließt nicht, man siehet. Man wird Soldat und General mit dem Xenophon, und das Lesen seiner Schriften ist es, was den Lucullus zum grossen Feldherren gemacht hat. Welches Gemählde im Ganzen und in den Theilen giebt die Geschichte des Livius! Tacitus (S. 15.) macht, wenn es möglich ist, noch tiefere Eindrücke. Wie schrecklich ist das Gemählde der Tyranney, und der Knechtschaft unter dem Tiber! Welchen erhabenen und zärtlichen Eindruck macht er durch den Germanicus auf uns! Was ist uns an Meßalinen noch gelegen, nachdem sie alle die Abscheulichkeiten des Lasters, und alle die Wuth des Verbrechens erschöpfet hat? Gut! der zaubernde Pinsel des Tacitus wird uns Mitleiden für sie abzwingen. Man siehet nicht mehr (S. 16.) jene allmächtige, schreckliche ruchlose Kayserin; der Sturm hat sich von der Seite von Ostia erhoben, man siehet eine Unglückliche, ohne Schutz, ohne Vertheidigung, die der unerbittliche Narciß vom Wagen des Kaysers zurückstößt; sie zeigt ihm vergebens ihre Kinder, und ruft aus: **Verdamme nicht die Mutter Octaviens und des Britannicus unverhört!** Ihre Stimme wird durch das barbarische Geschrey des Narcissus erstickt, der dem Kayser Mord und Rache gebietet. Wenn dieses Gemählde, wie Tacitus es geschildert hat, vor unsern Augen ist, (S. 17.) so haben wir alle die Verbrechen dieses Weibes vergessen,

wir sehen nichts mehr, als ihr Unglück. Nach dieser vortreflichen Vorstellung von dem historischen Genie des Tacitus, gehet der Verfasser auf die besondern Charaktere eines Sallustius, Vellejus und Curtius fort, (das besondere historische Genie dieses letzten Schriftstellers, das sich so oft von seinem Wege verirret, verdienete eine eigene Abhandlung) und setzet noch eine Betrachtung hinzu, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können. Es wäre eine Untersuchung, die sich der Mühe verlohnte, (S. 18.) in berühmten und wohlgeschilderten Begebenheiten die Umstände zu erforschen, von denen der Geschichtschreiber, ohne die Wahrheit zu verletzen, Vortheil zu ziehen gewußt hat, und in trocknen, folglich dunkeln Begebenheiten die vortheilhaften Umstände, die sie enthalten, und die das Genie entwickeln könnte. Hierdurch würde man freylich den Einfluß berechnen können, den dieses Talent zu mahlen, nachdem der Geschichtschreiber es entweder besessen, oder nicht besessen hat, auf die Vorstellung hat haben können, die wir uns von Begebenheiten und Personen aus der Geschichte machen. Diese sorgfältige Zergliederung von den Schönheiten eines historischen Gemähldes, zusammengehalten mit verschiedenen Gattungen der Erzählung, mit der ganz trocknen und einfachen, und wieder mit der zwar weitschweifenden, aber nicht lehrreichen, würde nothwendig, den Geschmack weit richtiger bestimmen und feste setzen, als alle Plans und trockne Regeln, von denen ich die Anwendung nicht leb-

haft

haft genung sehe. - - Die grosse Sorgfalt, die Gegenstände schön zu beschreiben, hat die Geschichtschreiber oft von der Wahrheit entfernet. Ein Fehler der so viel wichtiger ist, da er die Historie in ihrer Quelle verderbet. Diese historische Untreue entspringt gemeiniglich aus zwo Haupt-Quellen. Die erste ist (S. 22.) die Unwissenheit in den Begebenheiten, denen man nicht genug nachgeforschet hat. Die zweyte Quelle von Untreue ist die rasende Begierde, allegorisch zu seyn, eine Begierde, die selbst zwo sehr unreine Quellen hat, den Geist der Schmeicheley und der Satyre. Dieser Misbrauch der Allegorie giebt dem Verfasser Gelegenheit, von dem historischen Style überhaupt zu reden. Ist es wirklich (S. 24.) auch ausgemacht, daß es einen Styl giebt, welcher der Historie eigen ist, so wie wir denjenigen wohl kennen, welcher der Tragödie, denjenigen, welcher der Komödie, der Beredsamkeit, endlich jeder Gattung der Schreibart eigen ist? Giebt es einen solchen Styl für die Geschichte, so muß er sich ungefähr zum rednerischen Styl verhalten, wie dieser zur Poesie; aber man erlaube mir einige Zweifel hierüber vorzubringen. Die Natur hatte schon dieß Verhältniß zwischen den Ausdruck und die Sachen gelegt; sie lehrete, traurige Dinge traurig, lustige lustig, edle mit Würde zu sagen; aber in demselbigen Werke vermischte sie oft, und verwirrte diese Farben und diese Nuanzen, oder stellete sie wenigstens zu nahe neben einander; sie stellete das Lachen neben Thränen, das Edle neben das Gemeine. Die Kunst

hat

hat alles dieß getrennet, sie hat Dinge von gleicher Natur versammlet, sie einer bestimmten Gattung zugeeignet, ihnen diese, mit Ausschliessung der andern zum Gebiete gegeben. Aber was hat sie der Geschichte zugeeignet? Alles. Was hat sie von ihr ausgeschlossen? Nichts. Welchen allgemeinen Grundsatz (S. 26.) würde man denn also über den Styl der Historie feste setzen können? Sallust giebt ihn uns: Facta dictis sunt exaequanda. Diesen Gedanken des **Sallusts** entwickelt der Verfasser noch genauer S. 27., und untersuchet alsdenn S. 28-32. ob man **Reden von Personen** in einer Geschichte vorstellen solle. Da wir aber von dem historischen Styl keine andern Regeln gelesen, als die wir selbst sowohl in andern Schriften, als auch in dieser Bibliothek gegeben haben, so wird es um desto weniger nöthig seyn; sie zu wiederholen. Die Gründe vor und wieder die Reden, sind auch von vielen Schriftstellern schon oft gezeiget und wiederholet worden. Nach diesem Plane hat also Herr Gaillard seine Einleitung ausgearbeitet, und diese lehrreichen Anmerkungen enthält die Vorrede. Die Geschichte Franz des ersten nach seiner Thronbesteigung, ist in dem ersten Bande, den wir vor uns haben, in zwey Bücher abgetheilet. Das erste Buch besteht aus fünf Capiteln, und das zweyte aus drey Capiteln. Die ersten zwey Capitel des ersten Buches erläutern die grossen Begebenheiten des Jahres 1515, die letzten Capitel die Begebenheiten von dem Jahre 1516

bis

bis 1518. Die Geschichte dieses Jahres wird ferner in dem ersten Capitel des zweyten Buches fortgesetzet, zugleich aber auch in diesem die Begebenheiten von den Jahren 1519, und 1520. erzählet. Das zweyte Capitel enthält noch Begebenheiten von 1520, und alsdenn die Historie von 1521.; in dem dritten Capitel endlich stehen wieder Begebenheiten von 1521, aber auch von den Jahren 1522, und 1523. Da man aus historischen Büchern keinen Auszug machen kann, so wollen wir die Ausführung der Begebenheiten im Ganzen betrachten, aber auch einzelne Stellen näher beurtheilen, und den Lesern anzeigen. Bey der Gewißheit und Zuverlässigkeit der einzeln Vorfälle, hat der Verfasser weit grössere Sorgfalt und Eifer angewendet, als es nach der Mode seiner Landsleute gewöhnlich ist. Die wichtigsten Begebenheiten, sind meistentheils durch gut und richtig gewählte Beweisthümer bestätiget, die entweder aus den besten Geschichtschreibern, als aus dem **Mezerai**, aus dem **Guicciardin**, **Griannone**, **Philipp de Comines**, und andern, oder aus guten **Memoires** als **Fleuranges** de Louise de Savoye u. s. w. entlehnet sind. Bey Anführung der einzeln Bestätigungen, sind freylich die Sorgfalt und die Treue, diese Tugenden der Deutschen, nicht völlig nachgeahmet worden. Man muß immer mit einer allgemeinen Anführung der einzeln Zeugnisse zufrieden seyn, als Iournal de Louise de Savoye, Martin du Bellay L. 1. Histoire de Louis XII, Daniel Histoire de France. Bey denen-

nenjenigen Begebenheiten, die mit unserer vaterländischen Geschichte in einigem Verhältnisse stehen, ist der Verfasser freylich nicht bis an die letzte Quelle zurück gegangen, und hat die sorgfältige Erforschung aller kleinen Begebenheiten, um eine einzige grosse zu beurtheilen, andern überlassen. Wenn man glaubt, die völlige Entwickelung dieser Begebenheiten, wird nun ihren Anfang nehmen; so hat die Vorstellung des Verfassers schon ihr Ende erreichet.

Hier siehet man, wie der Ausländer diese Begebenheiten gemeiniglich nur von einer Seite, und aus einem Geschichtsbuche betrachtet, gerade so, als **Wir** die Geschichte der ausländischen Reiche, die noch immer unser **Lieblings-Studium** bleibt. Bey den letzten Begebenheiten dieses ersten Theils hat der Verfasser auch einige **Handschriften der königlichen Bibliothek** angeführet, welches wir, als ein neues Verdienst dieser Geschichte, bemerken. Die Entwickelung der Begebenheiten ist mit vieler Genauigkeit (bisweilen wünschten wir aber doch, mit mehrerer Kürze) abgefasset. Der Styl ist feurig und lebhaft, allein die vielen Beywörter machen ihn oft rednerisch, und doch hierbey ermüdend. Die Talente des Geschichtschreibers können immer am besten an einzeln Beyspielen geprüfet werden, und wir wählen das dritte Capitel der Einleitung S. 109: **Interesse, Absichten, Verfassung der verschiedenen europäischen Staaten, Charakter ihrer vornehmsten Regenten.** Jede ein-

einzelne Begebenheit von diesen wichtigen Gegenständen, kann uns das nachdenkende Genie eines Geschichtschreibers zeigen. Der Verfasser betrachtet zuerst Italien überhaupt und alsdenn noch die einzeln Staaten desselben insbesondere, als Florenz, Rom, Venedig, Savoyen; ferner Deutschland, die Schweitz, Spanien, die Niederlande, Portugall, Engelland, Schottland, die nordischen Staaten, und die Türkey. Aus diesem Capitel wollen wir einige merkwürdige Stellen abzeichnen. Die Veränderungen der kleinen Staaten in Italien (S. 110.) hatten nur sehr wenig Einfluß auf das allgemeine System von Italien; alles hieng von dem Schicksale der fünf grossen Staaten ab. Ihr gemeinschaftliches Interesse erforderte, die Fremden zu entfernen, und in Italien ein genaues Gleichgewicht zu erhalten, welches die grossen Mächte nicht über ihre Schranken schreiten ließ, und den kleinern ihre Sicherheit verschafte. Indeß war schon das Königreich Neapel in den Händen der Arragonier, aus denen es nicht schien kommen zu können, ausser nur in die Hände der Franzosen zu fallen; das Loos der Waffen konnte diese vielleicht auch noch in den Besitz des Mayländischen setzen, die alsdenn Italien von beyden Enden gedrücket, und ihm eine nahe Sklaverey gedrohet hätten. Diese Gefahren schienen vornemlich den Pabst, und die Florentiner zu bedrohen, deren Staaten zwischen dem Herzogthume Mayland und dem Königreiche Neapel lagen; aber diese Gefahren waren entfernet, ungewiß, andern Staa-

ten gemein. Besondere Vortheile beschäftigten jene beyden Staaten, Vortheile, die gegenwärtig, und zu stark waren, um ihnen viele Aufmerksamkeit auf etwas anders zu lassen; sie hatten ihr Augenmerk auf die beyden größten politischen Gegenstände, Freyheit und Gewalt. = =

Den Charakter Maximilian des ersten hat der Verfasser sehr gut geschildert. Maximilian, sagt er S. 123, verdiente nicht mehr Achtung als man für ihn hatte. Unbeständig, zweifelhaft, unentschlossen, mit tausend Anschlägen beschäftiget, von denen er nie einen ausführete, von einer unersättlichen Habsucht, und einer prahlenden Verschwendung, indem er mit der einen Hand zusammen raffte, was er mit der andern verstreuete, ohne irgend einen politischen Vortheil zu kennen, als das Geld, auf das er alles bezog, und das ihm immer fehlete, dem zu Liebe er jeden Augenblick sich andere Bundesgenossen und andere Feinde wählete, indem er stets dem meistbietenden einen Beystand verkaufte, der immer zu schwach war, und den er oft gar nicht leistete, betrügerisch, aber mehr aus Leichtsinn, als aus Treulosigkeit, ein unsicherer Freund, und ein wenig furchtbarer Feind, besaß er nicht eine Eigenschaft, die Hochachtung verdiente, ausser seiner Liebe zu den Künsten, und dem Schutze, den er ihnen ertheilte. = = Die Eigenschaften **Ferdinand** des Catholischen hat der Verfasser ebenfalls sehr richtig, und mit vieler Liebe zur Wahrheit geschildert. Wir wollen die vorzüglich schönen Stellen, als nachahmungswürdig unsern

sern Landsleuten anpreisen. Ferdinand (S. 136.) hatte das Glück, ohne persönliche Tapferkeit Eroberungen zu machen, und ohne wahre Feinheit zu betrügen. Seine ganze Politik war, alles zu versprechen, und nichts zu halten. Diese Politik ist gleichwohl von den spanischen und italiänischen Scribenten sehr gepriesen worden, und man muß gestehen, daß die Wirkungen sie zu rechtfertigen geschienen haben. Guicciardin sagt, daß nichts den Ruhm dieses Königes würde befleckt haben, wenn er sein Wort mehr gehalten hätte. Man könnte von den französischen Geschichtschreibern argwöhnen, daß ein wenig Leidenschaft in den Vorwürfen wäre, die sie ihm machen, wenn er nicht selbst sich seiner Treulosigkeit gerühmt hätte. Er hatte beständig den Grundsatz im Munde: **Den Vortheil für mich, die Gefahr und den Aufwand für meine Bundesgenossen.** Niemals in der That war ein Vertrag stark genung, ihm die Hände zu binden, niemals einer deutlich genung, seine Spitzfindigkeit ausser Stand zu setzen, ihn vermittelst irgend einer Vorbehaltung, einer Unterscheidung für nichtig zu erklären. Er hatte sich Ludewig den eilften zum Muster gewählet. Es ist schwer zu sagen, ob er ihn erreichet, oder übertroffen hat; aber Ludewig der eilfte hat durch eigene Versehen die Erbschaften von Burgund und Bretagne verloren. Ferdinand hat aus dem schwachen zerstückten Spanien eine einzige mächtige Monarchie gemacht, er hat sie mit beträchtlichen Staaten in Europa und Africa ver-

mehret, er hat Amerika entdecket, und nach dem Erfolge zu urtheilen, so hat er seine Talente stets auf grosse Gegenstände gewandt, statt daß Ludewig der eilfte sie oft auf magere Kleinigkeiten wandte, und sie zu sehr auf kleine Bemühungen verschwendete. - - -

In den Charakteren, kurzen Schilderungen, und selbst auch in den Beschreibungen der Schlachten, zeiget der Verfasser vorzügliche Talente; allein so bald er durch eigene Betrachtungen, die Begebenheiten verschönern will, so verkennet man ihn ganz; der Gedanke ist alltäglich; und selbst der Ausdruck nicht besser, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. Der Zug der Franzosen über die Alpen; S. 193. die **Rede des Cardinals von Sion** S. 209. und selbst die Schlacht bey **Marignan** S. 212. enthalten einige vortrefliche Stellen. S. 216: ein edelmüthiger Unwille entstehet in den Lansquenets i), sie schämen sich ihres Irrthums nnd eilen ungeduldig, ihn gut zu machen; sie kommen den schwarzen Truppen k) zuvor, und nehmen ihren ersten Posten wieder ein; die schwarzen

i) Der Name, den die Franzosen der deutschen Infanterie geben, von dem französisch ausgesprochenen deutschem Worte Landsknecht.

k) Diese waren ein Corps von sechs tausend Deutschen, lauter alten Soldaten, von einem geprüften Muthe, die lange Zeit unter dem Herzoge von Geldern, wieder den Kayser gedienet hatten. Der Namen schwarzer Truppen war ihnen von der Farbe ihrer Fahnen gegeben worden. Der Verfasser in den Anmerkungen.

zen Truppen von ihrer Seite wollen die Wahl des Connetable rechtfertigen, der sie an die Stelle des Lansquenets gestellet hat; eine wetteifernde Hitze vereiniget sogleich alle die verschiedenen Corps, die von allen Seiten auf die Schweitzer fallen, ohne sie zu erschüttern; die Schweitzer widerstehen, sie greifen mit gleichem Muthe an; es kömmt zum Handgemenge, die Bataillons trennen sich, man kämpfet in kleinen Haufen; hier wird der Feind geschlagen, und dort sieget er. - - -

Bey diesen lebhaften Beschreibungen, hat doch der Verfasser bisweilen den unwahrscheinlichen Ton der Erzählung nicht vermeiden können, und sein zu starkes Feuer der Einbildungskraft verleitet ihn zu übertriebenen Vorstellungen. Hier ist ein Beyspiel S. 229: Der Graf von Guise lief vor das erste Glied, und stellete sich der größten Gefahr blos. Er bekam zwey und zwanzig Wunden; mit Gewalt zu Boden geworfen, wo er sich ganz verblutete, unter die Füsse getreten, unterdrückt von einem Haufen von Leichnamen, die über ihn hinfielen, wäre er umgekommen, wenn sein Bereiter, Adam von Nürnberg, der ihn mit seinem eigenen Körper deckte, der die Hiebe, die man nach ihm that, abschlug, oder selbst empfieng, und die Feinde zurück hielt, nicht den Reutern Zeit verschaft hätte, ihn hervor zu ziehen; man mußte einen Haufen Todter, die auf ihm lagen, umkehren, um ihn zu finden, der Bereiter war todt, endlich wurde der Graf von einem schottländischen

dischen Edelmann, der James hieß, erkannt, der ihn auf sein Pferd legte, und in ein Zelt brachte, wo er lange Zeit lag, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Die Kunst der Wundärzte verhalf ihm nach drey Monaten wieder zu seiner Gesundheit, und zu seiner vorigen Stärke. Ist diese Erzählung richtig, so haben die Aerzte in recht eigentlichem Verstande ein Wunderwerk verrichtet. - -

Wir gehen zu den Maximen des Verfassers fort, und wollen auch hiervon einige Beyspiele geben. Aus diesen werden die Leser schon sehen, daß dieses eigene Talent eines guten Geschichtschreibers, unserm Schriftsteller völlig fehle. S. 207. Der König Franz will einen Vertrag mit den Schweitzern unterzeichnen, so zweydeutig auch derselbe war, und er rechtfertiget diese Handlung in einem Briefe mit folgenden Worten: Ein König muß das Blnt seiner Unterthanen nicht wagen, noch das Blut seiner Feinde vergiessen, wenn er beydes mit Gelde loskaufen kann. Bey diesen Worten würde jeder aufmerksame Leser schon selbst eine Pause gemacht, und nachgedacht haben; unser Schriftsteller benimmt aber diesen Worten ihre Gewalt, da er hinzusetzet: **Bewundernswürdige Worte eines jungen Königes, den die Ruhmbegierde entflammte!** Denn über diese alltägliche Maxime vergißt der Leser den grossen König, und überdenkt den schwachen philosophischen Geist des Geschichtschreibers! - - S. 209. wird der Haß des Cardinals von Sion gegen die Franzosen sehr gut geschildert. Dieser unversöhnliche

liche Feind der Franzosen und des Friedens lief in ganzem Lager umher, streuete seine Wuth aus, erhitzte die schweitzerischen Officiere mit der ungestümen Beredsamkeit zum Kriege, die von der Leidenschaft eingeflösset wird, und wieder Leidenschaft einflösset. Er redet die Truppen an, und die Rede, zu welcher der Stof aus dem **Beaucaire, Guicciardin** und **Jovius** genommen ist, hat viele Schönheiten. Die letzten Worte sind S. 211: laßt die Franzosen unter euren Streichen fallen, laßt ihren König in einer ewigen Gefangenschaft seufzen; sein Schicksal lehre die Franzosen, einen Staat zu schonen, den ein Volk freyer Helden, **Bezwinger der Könige**, das Muster der Nationen beschützet. - -

Die Schweitzer gaben dieser Rede ihren Beyfall: nun konnte der Geschichtschreiber immer lebhaft seinen Styl fortsetzen, und beschreiben, wie sie die Waffen ergreifen. Aber auf einmal setzet er wieder ein Mißtrauen in seine Leser; und beweiset, daß diese Rede sehr nachdrücklich gewesen sey. **Sonderbare Gewalt, die ein einziger Mann über den grossen Haufen hat!** Fühlet denn der Verfasser nicht selbst, daß dieser alltägliche Gedanke den ganzen Glanz der Rede verdunkelt! - - Nur noch ein einziges Beyspiel; S. 224: da der Vortrupp der Franzosen bis an ein Dorf nahe bey Marignan vorrückte, fand er in dem Dorfe zwo Compagnien Schweitzer; man forderte sie auf, und sie antworteten, die Schweitzer hätten allezeit der Gefangenschaft den Tod vor-

gezogen: man mußte diese tapfern und hartnäckigen Kriegsmänner in den Häusern bezwingen, wo sie noch wagten sich zu wehren. Sie wurden alle bis auf den letzten Mann erbärmlich verbrannt. - - Und unser Schriftsteller macht ihnen folgende Grabschrift: **Abscheuliche Früchte des Krieges!** - - -

Histoire de B*ertrand du Guesclin*, Comte de Longueville, Connétable de France *par M. Guyard de Berville.* Paris 1767. I Tome S. 560. II. S. 631. in 8vo.

Das Interesse der Menschen, sobald sie in eine bürgerliche Gesellschaft treten, wird so in einander verwebt, daß man wirklich mit Wahrheit sagen kann, ein jedes Individuum habe einen Einfluß auf das Ganze, auf die Sitten und wahren Zustand eines Volks. Aus diesem Grunde sollte daher ein jeder Mensch einen Anspruch auf die Geschichte des menschlichen Geschlechts machen können. Ausserdem aber, daß es ohnmöglich ist, sich jemals in ein solches Detail einzulassen, kann man noch zwey Ursachen anführen, warum es nicht nöthig ist. Einmal ist es deswegen unnöthig, weil dieser oder jener Mensch einen geringen Einfluß auf das Ganze hat; ferner aus dieser Ursache, weil viele unter einem Volke, welche einerley Gesinnun-

sinnungen, Geschmack, Einsichten, Lebensart u. d. gl. haben, unter eine einige Klasse können gerechnet werden.

Ganz anders verhält es sich mit solchen Personen, welche wegen den wichtigen oder ausserordentlichen Handlungen ihres Charakters, und des Postens, worinnen sie stehen, einen vorzüglichen Einfluß auf das Ganze haben. Diese allgemeinen Wohlthäter oder Geisseln eines Volks, (je nachdem nemlich ihre Handlungen beschaffen sind) verdienen eine ganz besondere Aufmerksamkeit der Zeitgenossen und der Nachkommen. Sie sind das Haupt-Triebrad einer Maschine, das alle andere in Bewegung setzt. Daher ist die Geschichte ihres Lebens zugleich die Geschichte ihres Zeitpunkts, und des Vaterlandes, worinnen sie leben. Glücklich sind die Zeiten, wenn solche ausserordentliche Männer, statt des Fluchs eines Volks, der Segen desselbigen sind!

So ist der Held, den wir, nach der Beschreibung des Herrn **Berville**, an **Bertrand du Guesclin** bewundern müssen; einem Mann, an dem alles besonders ist, seine Häßlichkeit, sein unüberwindlicher Muth, sein tapferer Arm, sein richtiger Verstand, sein gutes Herz, seine Ehrliebe und andere Eigenschaften, die dadurch noch erhöhet werden, weil er in einem Jahrhunderte lebte, worinnen die Einsichten und Empfindungen der Menschen noch äusserst wild und ungesittet waren, in dem XIVten.

Um diesen Mann näher kennen zu lernen, wollen wir sowol seine **kriegerischen**, als auch überhaupt seine **moralischen** Eigenschaften betrachten.

Du Guesclin zeigte von Jugend auf einen Muth, der durch die Gefahren nur noch mehr vermehret wurde, und nicht selten bis zur Verwegenheit ausschweifte. Die damaligen Zeiten, wo der Geist der Ritterschaft noch sehr stark regierte, und es bey dem Kriegswesen hauptsächlich auf Unerschrockenheit und einen starken Arm ankam, trugen hierzu nicht wenig bey. Daher geschahe es, daß er bey Belagerungen gemeiniglich die Sturmleiter selbst bestieg, und eben sowohl Soldat, als Officier und Feldherr war. Wir wollen von beyden Beyspiele anführen. Da er bey der Belagerung von Melun eine Sturmleiter ergrif, und mit größtem Eifer die Mauer hinauf stieg, so warf der Befehlshaber der Stadt einen so grossen Stein auf ihn, daß die Leiter erbrach, und du Guesclin mit dem Kopfe in einen mit Wasser angefüllten Graben stürzte. Ein Cavalier und der Dauphin, die es sahen, machten, daß er wieder herausgezogen wurde. Man öfnete ihm seine Sturmhaube, und **du Guesclin** schien todt zu seyn. Dennoch brachten ihn die Aerzte durch ein ungekünsteltes Arzneymittel dieser Zeit, wieder zu recht. Was that nun dieser Held? Anstatt, welches er mit Ehren hätte thun können, und welches auch mancher wirklich thun würde, sich von der Bestürmung des Orts zu entfernen, so waren seine ersten

Reden,

Reden, ob der Sturm geendigt und die Stadt erstiegen wäre? kaum hörte er, daß man noch damit beschäftigt wäre, so ließ er sich seine Waffen wieder geben, flohe, alles Widerstands ungeachtet, zum Gefecht zurück, und stritte mit solcher Tapferkeit, daß er beynahe in die Stadt gedrungen wäre. Diesen unerschrocknen Muth zeigte er auch in Schlachten. In einem Treffen wider den Grafen von Montfort stritte er so wütend, daß er zwanzig seiner Feinde erschlug, und da ihm endlich sein Degen und Streit-Art zerbrach, noch mit Fäusten auf seine Feinde losschlug. Es ist daher kein Wunder, daß sein blosser Name und Feldgeschrey, Notre Dame, du Guesclin seinen Feinden eben eine solche panische Furcht einjagte, als Ziska seinen Feinden in Böhmen.

Mit diesem unerschrockenen und verwegnen Muthe, verband er auch eine diesen Zeiten gemässe Wissenschaft und Geschicklichkeit in Krieswesen. Freylich waren seine Einsichten keine Kenntnisse eines Grafes von Sachsen, allein sie waren doch damals Meisterstücke. Er liebte, wie dieser, keine grossen, aber wohlgeübte Armeen. Anstatt dem Gebrauche dieser Zeit zu folgen, wo der Feind allzudicht und in allzugrossen Haufen stund; (einem Gebrauch, der den Evolutionen und Bewegungen der Armee äusserst zuwider ist;) theilte er sie in kleine Haufen ein, und verschafte sich dadurch den Vortheil, den Feind desto vortheilhafter und geschwinder angreifen zu können. Bey Belagerungen, da er kein Freund vom Verweilen war, und

sich auf die Verwegenheit seiner Soldaten gewiß verlassen konnte, bedienete er sich des Stürmens. Wenn dieß nicht angieng, so ließ er die Mauern untergraben, oder drohete den Feinden, bey weiterer Vertheidigung ihrer nicht zu verschonen. Sein furchtbarer Arm und Name aber richteten mehr aus, als alle seine Kriegswissenschaft.

Hier und da bedienete er sich auch Kriegslisten. Folgendes Beyspiel kann uns einen Begrif davon machen. Da er ein gewisses, von den Engländern stark befestigtes, und mit allem wohl versehenes Schloß, mit Gewalt wegzunehmen sich nicht getrauete, so wartete er in der Nähe, bis ein Theil der Besatzung auf eine Streiferey ausgegangen war, stellte eine gewisse Anzahl seiner Leute in einen Hinterhalt, und gieng selbst mit dreyen von den entschlossensten seiner Leute, als verkleidete Holzhauer, ein jeder mit seiner Last auf dem Rücken, nach dem Schlosse. Nachdem er angelanget war, bot er sein Holz feil, trug es, da man ihm die Thür öfnete, dahin, und legte es dergestalt auf die Erde, daß man die Thür nicht mehr zuschliessen konnte. Alsbald zogen du Guesclin und seine Gefährten ihre unter den Kleidern verborgene Streit-Axten hervor, schlugen den Thürhüter und einige dabey stehende Soldaten tod, und wehreten sich wider die herbey Gekommenen so lange, bis sein Hinterhalt ankam, in das Schloß eindrang, und es mit grosser Lebensgefahr des du Guesclin eroberte. Hierauf setzte er sich mit seinen

nen Soldaten zu einem vor die abwesenden Feinde zugerichtetem Mittags-Essen, und gab ihnen Zeit sich zu erholen. So bald aber dieses geendigt war, so nahm er 50. seiner Soldaten zu sich, und stellte sie an einen Ort in den Hinterhalt, wo der abwesende Befehlshaber mit seinen Soldaten vorbey marschiren mußte. Als dieser ankam, fiel er ihn unvermuthet an, erschlug ihn selbst, tödtete die übrigen, oder nahm sie gefangen, und eroberte also in kurzer Zeit nicht nur ein festes Schloß, ein gutes Mittagsessen und eine schöne Beute, sondern erschlug auch diejenigen, die ihm den Besitz des erstern noch streitig gemacht hätten.

Man kann sagen, daß die Hauptursache seiner glücklichen Unternehmungen die Art und Weise gewesen ist, wie er sich die Liebe und Hochachtung seiner Untergebenen zu erwerben wußte. Er ließ es nicht nur dabey bewenden, an den Gefahren einen grossen, ja sogar gemeiniglich den größten Antheil zu nehmen, und wie ein gemeiner Soldat zu fechten, sondern er belohnte auch die Tapferkeit der Seinigen sehr großmüthig. Von der Beute behielt er gemeiniglich nichts, als den Ruhm, sie verschaft zu haben. Er lösete sie mit vieler Grosmuth, und so, daß er öfters alles sein Geld darauf wandte, aus ihrer Gefangenschaft aus. Neben dem suchte er sich auch dem gemeinen Soldaten in der Kleidung ähnlich zu machen, und bedienete sich daher wirklich eines sehr geringen Anzugs. Ein schlechtes braunes Kleid und eine Streit-Axt an dem Halse war die Uniform

dieses

dieses Helden. Daher geschahe es, daß ein engländischer Herold ihn eher für einen Strassenräuber als einen General ansahe. Alles dieses aber machte, daß seine Soldaten ihn sehr liebten, keine Gefahr scheueten, und sobald **du Guesclin** wollte, einem gewissen Tod entgegen eileten.

Die Liebe zu den Feldherrn, so blind sie öfters auch ist, hat zu allen Zeiten eine Armee noch einmal so stark gemacht, als sie der Zahl nach war. Ich glaube nicht nöthig zu haben, mich auf Beyspiele unserer Zeiten zu berufen.

Man kan überhaupt von unserm Helden sagen, daß der Krieg seine vorzügliche Leidenschaft war. Ueberall zeigte sich dieses. Als er den zweyten königlichen Prinz aus der Taufe hob, so gab er **ihm**, eben da er getauft werden sollte, den **blossen** Degen eines Connétable in die Hand, und sagte zu ihm: Monseigneur, je vous donne cette epée, et vous la mets dans la main, priant Dieu qu'il vous fasse la grace, et qu'il vous donne tel et si grand coeur, que vous soyez un jour aussi pieux et aussi bon chevalier, que fut onques Roi de France qui portât epée. Was für ein kriegerischer Enthusiasmus leuchtet aus dieser Handlung und Worten hervor!

So erscheinet **du Guesclin** mit dem Degen in der Hand und als Kriegs-Mann. Laßt uns nun auch den **Menschen** an ihm betrachten.

Die Natnr hüllt oft eine schöne Seele in einen häßlichen Leib. Unserm Helden gieng es so, der

eine

eine der häßlichsten Personen seiner Zeit war, und dessen äusserlicher Anblick niemand für ihn einnahm. Sein Leib war wirklich ein ergastulum für seine Seele.

Aber mit seinem moralischen Charakter sahe es desto besser aus. Er hatte, seiner schlechten Erziehung ungeachtet, einen guten Verstand, viele Gegenwart des Geistes, eine reife Beurtheilungskraft, die sich besonders im Rath ertheilen zeigte. Gegen Arme war er so freygebig, daß er ihnen manchmal die Kleider von seinem Leibe gab; gegen seinen Fürsten getreu, so daß ihm der mindeste Argwohn desselben äusserst empfindlich war: er hatte ein aufrichtiges Herz, und war daher ein Feind von Hofmanieren: er war gegen überwundene gnädig, ein guter Patriot, ein getreuer Freund, und in seiner Religion andächtig, ohne die Diener derselben abergläubisch zu verehren. --

Wir können uns nicht auf einen jeden Zug seines Charakters einlassen. Aber wir wollen doch einige Beyspiele, die besonders merkwürdig sind, davon anführen.

Einen Beweis seiner guten Einsichten und seines patriotischen Herzens gab er dadurch, daß er die Religion von ihren Dienern so gut abzusondern wußte, und, um das Volk zu erleichtern, dem König den Vorschlag machte, die Geistlichen an den Auflagen Theil nehmen zu lassen. „Was für ein „Recht, sagte er, haben sie, nichts zu den „Noth-

„Nothwendigkeiten des Staats beyzutragen? Sie „sind der erste Stand des Staats, und haben „deswegen noch mehr Ursache. Ich habe sagen „hören, daß alle Geschichten voller Beyspiele nicht „nur von den Abgaben der Geistlichen sind, sondern „daß auch die Könige, eure Vorfahren, die ein„träglichsten geistlichen Pfründe zu den Kriegs„Unkosten gebraucht haben. Hat dieses ehemals „nicht widersprechend geschienen, warum denn heu„tiges Tages? - - Hat sich die Religion verän„dert? - - O nein! - - die Geistlichen haben die„jenigen, die es glauben wollten, überredet, daß „ihre Güter heilig wären, und thun daher dieje„nigen in den Bann, die das Herz haben sie anzu„rühren. Aber woher haben sie dieses Ansehen? „Ich wette, ihnen zu zeigen, daß dieser Aus„spruch blos von ihnen herkommt, und daß sie als „Richter und Parthie urtheilen. u. s. w.„

Ein alter Irrthum, den du Guesclin hier bestreitet, den man schon seit vier Jahrhunderten einsieht, der aber in vielen Ländern den Staatsmann und den Patrioten bisher die Hände gebunden hat!

Sein Sterbebette war für ihn aus gedoppelten Gründen ein Bett der Ehren. Man höre, um dieses einzusehen, seine Abschiedsworte. „Erinnert euch, sagte er, ihr möget Krieg führen wo „ihr wollet, so sind Geistliche, das arme Volk, „Weiber und Kinder nicht eure Feinde. Ihr tra„get vielmehr die Waffen aus keinem andern End-

„zwe-

„zweck, als diese zu vertheidigen und zu beschü„tzen. Ich habe euch dieses immerdar empfohlen, „und ich wiederhole es euch zum letzten male„! - - O so ruhe er denn, dieser Held und Menschenfreund, im Segen!

Wir würden es hierbey bewenden lassen, wenn wir nicht noch etwas gelesen hätten, das uns wegen der Zeit, worinnen er gelebt, in die äusserste Verwunderung versetzt hat. **Du Guesclin** wollte auf Befehl seines Königes, Carls des fünften, die damals sogenannten weissen Compagnien (wir wollen hernach davon reden) aus dem Königreiche wider die Mauritanier in Spanien führen. Da ihn sein Weg durch das avignonische Gebiete trug, so begehrten die Soldaten von dem damaligen Pabst, Urban dem fünften, drey Sachen. 1) eine allgemeine Lossprechung von ihren Sünden 2) den Segen des Pabsts zu ihren Waffen, die sie wider die Ungläubigen führen wollten 3) zu diesem Segen eine Beysteuer von 200000 Franken. Der Marschall **Andrham** trug es dem päbstlichen Legaten mit vieler Ehrfurcht also vor: „Die „Truppen, die er und die übrigen Capitaine an„führten, hätten keinen andern Endzweck, als der „ganzen Christenheit ihre Dienste zu widmen: sie „hätten das Unglück gehabt, eine ausgelassene und „lasterhafte Lebensart zu führen; eine Lebensart, wes„wegen sie von Gott und dem heiligen Vater, den sie „für den Statthalter Christi auf Erden, und für den „**Austheiler der Güter der Kirche** ansehen,

„die

„die Lossprechung begehrten: weil er aber neben „der geistlichen Macht zugleich ein grosser und mächtiger weltlicher Fürst wäre, so hofte seine Armee, „daß er sie seine Freygebigkeit empfinden lassen, „und zu ihrem grossen und gottseligen Vorhaben „ein Geschenk von 200000 Franken beyfügen würde„ - - zwar können die Nachfolger des Petrus nicht mehr sagen, Silber und Gold hab ich nicht, dennoch aber, wenn es uns auch die Geschichte nicht sagte, würde man es von selbst vermuthen, daß diese Forderung der apostolischen Kammer gar nicht anstehen konnte. Allein der Legat mochte sich mit der erschöpften Schatzkammer entschuldigen, wie er wollte, unser Held antwortete alsdenn und sagte ihm mit einer ziemlich ernsthaften Mine: „Und dennoch müssen wir Geld haben, wo „nicht, so können wir unsere Soldaten nicht weiter „marschiren lassen. Wir wollen wider ihren Willen „ehrliche Leute aus ihnen machen, und sie, um den „Pabst und König davon zu befreyen, an das äusserste Ende von Spanien, oder welches eben so viel ist, „in das Elend führen. Was die Absolution anbelangt, so werden sie gerne bis auf Ostern, und „wenn man es haben will noch länger warten. „Was aber das Geld anbetrift, so müssen sie es „gleich, und zwar baar haben, oder sie werden „hier so lange liegen bleiben, bis sie diese Summe, „die für den Pabst und eine so grosse Armee eben „nicht zu groß ist, erhalten. - - Welche schreckensvolle Nachricht für den heiligen Vater! Man „versammlete alsbald einen Rath, und faßte nach

vielerley vorgetragenen Auskunfts Mitteln, endlich diesen Entschluß: man wollte es zuerst mit dem Bann versuchen, vielleicht würde die Wirkung desselben die Soldaten genugsam im Zaum halten; übrigens wollte man, was die Beysteuer anbelangt, das äusserste erwarten. Dieses mußte eben derselbe Legat der Armee kund thun, und man kann leicht schliessen, wie ihm zu Muthe gewesen seyn müsse. Zum Glück begegnete ihm **du Guesclin** zuerst, den er daher beyseite nahm, ihm seinen Auftrag sagte, und zugleich bat, er möchte ihn vor der Wuth der Soldaten beschützen. Allein **du Guesclin** lachte und sagte: „Mein „Herr Legat, befürchten sie nichts für ihre Person. „Wir wissen es schon, daß sie im Conclave die ge„scheideste Meinung gehabt haben. Kehren sie „zurück, und sagen sie dem heiligen Vater, diese „Soldaten wären allzu gute Catholiken, als daß sie „dieses Land verlassen sollten, während, daß sie im „Bann sind. Sie dürfen es uns nicht sagen, daß „wir im Bann sind, wir wissen es und wollen es „aufnehmen, als wenn sie uns solches selbst gesagt „hätten. Leben sie wohl.„ Der Legat gieng alsbald fort: der Soldat hingegen gerieth in eine Wuth, und verbreitete sich, ohne auf die Befehle seiner Officiere, die Kriegszucht und die Ehrfurcht für den heiligen Vater zu sehen, in die ganze Gegend, und richtete vor den Augen des Pabsts alles mögliche Uebel an. Der Pabst schickte deswegen einen Legaten an unsern Helden und ließ ihn ersuchen, er möchte der Wuth der Soldaten steuern.

Du Guesclin hörete den Legaten ruhig an, und sagte ihm mit einem hönischen Mitleiden. „Ich „kann nicht anders, als die Stärke des Banns „der Kirche bewundern. Den Augenblick, als „die Soldaten in den Bann gethan waren, „wurden sie in Wandel-Wölfe, verwan„delt, und haben wirklich, wie sie sehen, alle „Wuth derselben. Sie haben keine Vernunft „mehr, und sind auch nicht im Stande etwas ver„nünftiges anzuhören. Kehren sie daher alsbald „zum heiligen Vater zurück, und sagen Sie ihm, „er möchte ihnen die Absolution zuschicken, und „solche mit 200000 Franken begleiten, oder wir „werden der Wuth der Soldaten und der Unord„nung, die sie anrichten, nicht eher Einhalt thun „können.„ Endlich (um es kurz zu sagen,) kam es durch weitere Unterhandlungen so weit, daß sich die Soldaten mit 100000 Livres, die ihnen der Pabst schickte, begnügen liessen. Da sich aber du Guesclin über die schnelle Bezahlung verwunderte, so fragte er deswegen den Legaten, und vernahm, daß sich die Bürger der Stadt diese Summe von freyen Stücken auferleget hätten. Die Bürger? — erwiederte er? „Wir wollen kein „Geld von Bürgern, von dem Pabste und Cardi„nälen wollen wir es. Tragen sie dieses Geld „wieder zurück, und besorgen sie genau, daß einem „jeden das Seinige wieder zugestellet werde. Sind „Sie versichert, wenn ich erfahren sollte, daß hier„innen einige Untreue begangen worden ist, so wür„de ich von dem äussersten Ende von Spanien zu-

„rück

„rück kehren, und solche rächen. Für die Kirche „unternehmen wir diesen Zug, und nicht für die „Bürger von Avignon.„ — Was war zu thun? zur grossen Freude der Bürger und grossen Leidwesen des Pabsts mußte er seine Schatzkammer eröfnen.

Ich habe diese Begebenheit mit Fleiß ein wenig umständlich erzählet, weil sie uns nicht nur die Denkungsart unsers Helden kennbar macht, sondern auch, wenn wir die Wirkungen des Banns mit den schrecklichen Folgen in Deutschland vergleichen, einen deutlichen Beweis haben, was für entgegengesetzte Wirkungen und Meinungen eben dieselbe moralische Ursache herfür bringen könne.

So war also der Held, den Frankreich in dem vierzehenten Jahrhunderte an **Bertrand du Guesclin** gehabt und verloren hat. Er schwung sich so hoch, daß er in Spanien und Frankreich den Degen eines Connetable erhielt, und wurde in beyden Ländern, von Freunden und Feinden, vom gemeinen Manne, wie von Königen, ja selbst von Damen hoch|geachtet, sogar daß ihm zwo königliche Prinzessinn, als sie ihn sahen, für Bewunderung um den Hals fielen.

Seine Feinde selbst stellten während der Belagerung öffentliche Gebeter für ihn an, und übergaben seinem todten Leichnam die Schlüssel der Stadt. Ein Umstand, der in seiner Art der einzige ist.

Diese grosse Achtung dauerte noch nach seinem Tode bey dem Nachfolger Carl dem fünften, der ihm zehn Jahr darauf zu St. Denys ein königliches Begräbniß verstattete, und eine Lampe darauf stiftete, die auf immer daselbst brennen muß. Sein Grab ist aus Marmor verfertiget, worauf er selbst in Lebensgrösse in weissen Marmor ausgehauen ist. Er starb im Jahre 1380. in einem Alter von 60 bis 62 Jahren.

Nachdem wir unsern Lesern diesen Helden kennbar gemacht haben, so glauben wir, daß es ihnen nicht unangenehm seyn wird, wenn wir ihnen aus der Lebensbeschreibung desselben von dem Geschmacke des Jahrhunderts, worinnen er lebte, einige Nachrichten geben. Denn was kann wohl für die menschliche Gesellschaft interessanter seyn, als dieses?

So tapfer die Kriegsleute und Ritter in diesen Zeiten waren, so schlecht sahe es mit dem Kriegswesen selbst aus. Ich will nur zwey Beweise anführen. Man wußte öfters so wenig, wie es mit dem Feind stunde, daß man zuweilen nicht einmal wußte, in was für einer Gegend die feindliche Armee sich befinde. Du Guesclin wollte einsmals seine Kundschafter aufhenken lassen, weil sie zurück kamen, ohne den Feind entdeckt zu haben. Das artigste hiebey war, daß die feindliche Armee ihn gleichfalls suchte. — Der zweyte Beweis ist, daß man zu Winters und Friedens-Zeiten vor den Unterhalt der Soldaten nicht sorgte. Du Guesclin bekam einmal während des Krieges Befehl, die Armee auf den Winter abzudanken,

und

und sie erst wieder auf den Frühling zusammen zu berufen. Als ein General, der seine Soldaten liebte, wurde er hierüber äusserst unwillig, und theilete daher, um ihnen Unterhalt zu geben, alles Gold und Silber, das er eben damals aus Spanien erhalten hatte, unter sie aus. Noch weit schlechter war es zu Friedenszeiten bestellt. Da man damals noch keine stehende Armeen hielt, so dankte man die Armeen, **ohne weitere Verfügungen**, so bald es Friede wurde, gänzlich ab. Es konnte daher, besonders bey diesen Zeiten nicht anders ergehen, als daß aus vielen solchen Soldaten, Strassenräuber wurden. Mancher Ritter hatte alles im Kriege verloren. Wovon wollte er nun leben? Auf diese Art entstunden die weissen Compagnien, wovon wir oben geredt haben, und die aus den tapfersten abgedankten Officiers und Soldaten bestunden. Sie begaben sich aus Mangel des Unterhalts, und vielleicht zum Theil auch aus Abneigung zu einer andern Lebensart zusammen, plünderten das Land aus, und richteten so viel Unheil an, daß der Landmann im Frieden weit übler daran war, als im Kriege. Sie hatten sich bereits so furchtbar gemacht, daß Carl der Weise sie nicht anders aus seinem Reiche bringen konnte, als daß er den du Guesclin bat, ihnen den Vorschlag zu thun, unter seiner Anführung wider die Mauren in Spanien zu fechten.

Man hielt im Kriege viel auf Vorbedeutungen, Träume und Betrügereyen der Astrologen.

Die Todesstrafe des weiblichen Geschlechts bestund darinnen, daß man die Verbrecherin in einen Sack band, und ins Wasser warf. Erst unter Carl dem siebenden fieng man an, sie in Frankreich zu henken.

Zum Duell rüstete man sich durch das Gebet und heilige Uebungen. Man ließ beyde Partheyen auf das Evangelium schwören, daß die Sache, die sie vertheidigten gerecht sey, daß ihre Waffen nicht bezaubert wären, und daß sie sich als ehrliche und rechtschaffne Ritter aufführen wollten. Nach dem Gefechte gieng der Sieger ordentlicher Weise in die Kirche, um dem Gott des Friedens Dank zu sagen, daß er seinem Gegner den Kopf abgehauen hätte. Als du Guesclin zu einem Duell gieng, so ließ er sich ein Glas Wein und ein Stück Brod bringen, das er, wie er sagte, zur Ehre der heiligen Dreyeinigkeit dreymal in den Wein dauchte.

Wie sehr der Geist der Ritterschaft damals geherrschet habe, kann man aus folgender Anectode lesen. Ein spanischer feindlicher Commendant bat den du Guesclin, doch nicht an seiner Festung vorbey zu marschiren, und ihm, damit er seine Tapferkeit zeigen könnte, die Ehre einer Belagerung zu gönnen. In dieser Absicht verehrte er ihm ein Present von dem besten spanischen Wein. Du Guesclin that es, nahm die tapfer vertheidigte Stadt ein, machte den Commendanten mit eigner Hand zu seinem Gefangenen, und da er ihm nicht nur sein Leben, sondern auch Freyheit, Frau, Kinder und Güter wieder schenkte, zu seinem größten Bewunderer.

Wir könnten hier unsere Nachricht von dem Helden du Guesclin beschliessen, wenn wir nicht auch für nöthig hielten, von der Lebensbeschreibung desselben ein Wort zu reden. Wir versichern gleich voraus, daß man Ursache hat, der Hauptsache nach damit zufrieden zu seyn, und daß man den Eifer des Herrn von Berville, eines beynahe 70. jährigen Greises, der erst in seinen alten Tagen angefangen hat Schriftsteller zu werden, loben muß. Er erzählet aufrichtig, und hat eine einfache ungekünstelte Schreibart. Wir haben aber bedauert, daß er uns mit den Quellen, woraus er schöpfet, nicht bekannt gemacht, auch seine Erzählung, besonders da sie manchmal romanhaft aussiehet, nicht mit historischen Zeugnissen bestätiget hat. Es ist ein grosser Fehler in vielen französischen Büchern, daß sie von dem Leser begehren, alles auf ihr Wort zu glauben. Gesetzt, man habe wirklich Ursache, an ihrer historischen Aufrichtigkeit im geringsten nicht zu zweifeln: so ist es dennoch leicht geschehen, daß man sich in etwas versiehet, etwas unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet, etwas übergehet, u. d. gl. In den zwey grossen Theilen hat sich der Verfasser nur vier bis fünfmal auf Geschichtschreiber berufen. Die Erzählung selbst ist zu gedehnt, zu weitläuftig, mit vielen Sachen, die entweder gar nicht, oder nur entfernt zur Geschichte gehören, allzu oft vermischt. Bey Zwischen-Geschichten ist oft ein einiger Zug, eine kurze Beschreibung hinreichend. Der Leser muß den Hauptgegenstand niemals

mals aus dem Gesichte verlieren können, wenn ihn der Vortrag recht interessiren soll. Es ist nicht gut, wenn man ihn in Nebensachen allzulang herumführet, ihn alsdenn bey der Hand nimmt und sagt, wir wollen wieder auf das vorige zurückgehen. Wenn man ja etwas, welches eigentlich nicht zur Sache gehört, erzählen will, so thue man es in einer Anmerkung, und belästige den Text nicht damit. Herr **Berville** führt viele Reden an, die du Guesclin aus dem Stegreif gehalten haben soll und versichert dabey, daß er dabey nichts, als die alten Wörter geändert habe. Er wird uns aber doch nicht überreden wollen, zu glauben, daß er sie wirklich so gehalten habe. Wer hat sie aufgeschrieben? Wie war dieses zu thun möglich, besonders, da sie gemeiniglich so lang sind? Wie ist es wahrscheinlich, daß er besonders einige Reden, worinnen viele Anspielungen und Anwendungen aus der Geschichte eines Cyrus, der Griechen und Römer vorkommen, so schnell gemacht haben soll, er, der eine schlechte Erziehung gehabt hatte, und (wie es der Herr de la St. Palaye II Tom. p. 84, 85. aus einer alten Chronick erweiset,) nicht einmal lesen konnte, auch überhaupt zu einer Zeit lebte, wo das größte Lob, das man dem Verstande und den Talenten eines Chevaliers geben konnte, dieses war, daß er gut von Vögeln, Waffen, Hunden und Liebe zu reden wisse? Wir haben zwar oben auch einige Reden angeführet: allein, was diese anbetrift, so wurde nichts als gesunder Verstand dazu erfordert. Es

ist

ist uns auch genug, wenn nur ihr Innhalt wahr ist, und daß man wenigstens in diesen Zeiten so gedacht hat. Daß man öfters den philosophischen Geschmack vermißt, den man in der Geschichte, die ein Hume schreibt, findet: und daß z. E. der Anfang seiner Lebensbeschreibung manchen philosophischen Leser abschrecken könnte: dieß könnte man ihm verzeihen, wenn nur die Materialien dem Leser richtig dargelegt sind. Wir waren begierig, eine Stelle in dieser Geschichte zu finden, dessen sich **Grotius** und **Drelincourt** aus der Histoire de Messire Bertrand du Guesclin, (welche zu Paris 1618. herausgekommen) bedienet haben, und deren man sich auch sonst bedienet hat, wenn man erweisen wollte, daß Layen das Sacrament des heiligen Abendmahls austheilen dürften. Wir wollen die eigenen Worte, die du Guesclin in der Beschreibung seiner Schlacht bey Rontvalin, vermöge dieser Geschichte gebrauchet hat, anführen. „Et en icelle place se „desjeunerent de pain et de vain qu'ils avoyent apporté avec eux. Et prenoient les aucuns d'iceux „du pain, et le seignoyent au nom du saináct Sacrement. Et aprés ce qu'ils *estoyent confessés* „*l'un à l'autre* de leurs pêchés, le usoyent en „lieu d'*escommiohement*. Aprés dirent mainte „oraison en depriant qu'il les gardast de mort, de „mahaing et de prison.„

Wir bezeugen es noch einmal, daß wir diese Geschichte mit Vergnügen gelesen haben, und es uns angenehm gewesen ist, einen Mann näher ken-

nen zu lernen, der, wenn wir es kurz fassen wollen, einer der klügsten, tugendhaftesten, tapfersten, obgleich auch häßlichsten Helden seiner Zeit war. B. - . -

Versuch über wichtige Wahrheiten zur Glückseligkeit der Menschen von einem redlich gesinnten Schweizer 16 und ¼ Bogen in 8. 1768.

Es ist merkwürdig, daß ein Land, in welchem Freyheit herrschet, seit wenigen Jahren, zwey Beyspiele von mehr als despotischer Gewalt, über die Denkungsart und über die Schriften seiner Mitbürger gegeben hat. - - Ich rede von der **Schweitz**, diesem Lande, wo jeder Bürger so stolz mit seiner Freyheit pralet. **Geneve** verfolgte seinen **Roußeau**, **Bern**, einen Prediger **Herbort**, den Verfasser dieses **Versuchs**, einen achtzigjährigen Greiß. Wenn nicht sein Alter einige seiner Richter zum Mitleiden beweget hätte, so würde die **Landesverweisung** die letzte Belohnung seiner Verdienste gewesen seyn; aus Gnade bestrafte man ihn auf die wenigen Augenblicke, die er noch zu leben hatte, mit der Gefangenschaft, so daß er seine Wohnung nicht verlassen konnte. Er starb bald hierauf mit seinem Schicksaal zufrieden, der Wahrheit getreu, und von den Belohnungen

nungen überzeugt, die auf ihn warteten. - - Der **Versuch** ist schon im Jahre 1766. in der Schweitz heraus gekommen; allein die Auflage wurde sogleich auf Befehl der hohen Obrigkeit von Bern eingezogen, und der Welt entrissen, nur wenige Exemplare entkamen. Ein Freund des Verfassers veranstaltete eine zweyte Auflage, so daß dieses gemeinnützige Buch nunmehro der Welt wieder von neuem geschenket ist. Das Schicksal dieses Buchs und seines Verfassers, wird, wie wir hoffen, diejenigen, deren Denkungsart, durch keine Gewalt der Vorurtheile verblendet ist, aufmuntern, dasselbe aufmerksam zu lesen. Wir leben in Zeiten, da es in einigen Ländern gefährlich ist, Wahrheiten zu sagen; allein keine Gewalt wird mächtig genug seyn, die Stimme der Wahrheit zu unterdrücken, wenn auch schon Vorurtheil, Unwissenheit und Leidenschaft, Sie mit vereinigten Kräften zu verdrängen suchten! - -

Die Absicht des Verfassers gehet vorzüglich dahin, den Mißbrauch des Eids zu bestreiten. Er zeigt aus welchen Ursachen die Eide sind eingeführet worden, und aus welchen Quellen sie geflossen. Er beweiset, daß jene Geisseln des menschlichen Geschlechts ein **Nero**, **Caligula**, **Domitian**, **Sisenand**, die Päbste **Alexander der dritte**, **Innocentius der dritte**, **Bonifacius der siebende und achte**, **Gregorius der neunte**, wie auch die Väter der vierten Kirchenversammlung zu Toledo, durch Kunstgriffe und Gewalt den

Eid

Eid gemißbrauchet und zu Fesseln des Willens gemacht haben. Die Veranlassung des merkwürdigen Eides, welcher in dem siebenden Jahrhunderte, auf schon bemerkter Kirchenversammlung ist abgefasset worden, beschreibt der Verfasser im 35 §. mit folgenden Worten: Sisenand der zweyte gothische König, der ganz Spanien besessen, hat unter dem Scheine der Religion eine Kirchenversammlung zu Toledo halten lassen, welche die vierte toledanische genennet wird. Vier und sechzig theils spanische, theils französische Bischöfe waren die heiligen Väter dieser berühmten Versammlung. Der Haupt-Entzweck war keinesweges die unverbesserliche Kirche zu verbessern, sondern Sisenands Thron zu befestigen. Denn dieser hatte seinen rechtmässigen Herrn, den König Suintila vom Throne gestossen, der aber noch einen grossen Anhang im Reiche und viele Kräfte hatte. Wie nun Sisenand durch Aufruhr, und Unterstützung des Königes in Frankreich Dagobert des ersten, den Thron bestiegen hatte, und in dieser unrechtmässigen Besitzung sich wenig auf die Treue der Grossen verlassen konnte; so mußte ein Mittel erfunden werden, sich die Treue des Volks zu versichern. Dieses war der Eid, der bisher noch nicht üblich gewesen; damit aber, es sey das unbändige oder das christliche Volk, sich diesen Zaum anlegen ließ, und gebändiget würde, so mußten die heiligen Väter ihre Dienste verrichten. Dagobert, der von Sisenanden eine wichtige Summe Geldes empfangen, hatte die gesendeten

Bischöfe

Bischöfe schon überredet, daß sie den Willen des gothischen Königes erfüllen mußten. Der Entzweck dieses Eides war, dem Könige und dem Vaterlande treu zu seyn, keinen Aufruhr und Verrätherey anzuspinnen, wider des Königes Wohlfahrt nichts zu unternehmen. Diese Pflichten wurden entsetzlich mit dreymal wiederholten Flüchen aufgedrungen und befestiget. Hier ist die Zeitrechnung anzufangen, da man die Eide gemißbrauchet, und die Christen mit solchen schrecklichen Eiden gefesselt hat, deren Flüche selbst in der Ewigkeit fortdauern sollten. Dieser Eid wurde als ein Meisterstück bewundert, und als ein Muster angenommen. Nach vielen Jahren wurde in der fünften toledanischen Kirchenversammlung eine eigne Verordnung gemacht, daß er in allen zukünftigen Versammlungen sollte vorgelesen werden. Der damalige Eid (§. 36.) ist noch sehr erträglich, in Betrachtung, daß er größtentheils die Treue verlanget. Diese sind die Unterthanen jederzeit ihren Regenten und Obrigkeit in allen Ländern schuldig; sie bestimmt den Charakter einer wahren Liebe gegen das Vaterland, als dessen Glückseligkeit, ohne diese schuldige Treue niemals bestehen könnte. Es ist bedenklich, daß anfänglich noch die Einwilligung des Volks zu diesem Eide mußte erhalten werden, welches hernach bey gestiegenem Aberglauben sich leichtlich von seinem Hirten leiten ließ. Es ist wunderbar, daß diese heiligen Väter, sich das Unglück eines unrechtmässigen Königes mehr liessen angelegen seyn, als das

ewige Wohl des Volks, und den Eid mit so erschrecklichen Selbst-Verfluchungen befestigten. - - Wo haben sie diese Sprache erlernet? gewiß nicht zu den Füssen Christi. Woher haben sie diese Macht genommen? sie sind ja nur Diener der Kirche und des Evangeliums, und zwar also, daß ein jeder Christ berechtiget ist, ihren Dienst zu untersuchen, und ihre Worte zu prüfen. - - Weit gefehlt aber, daß unser Verfasser den allen Regenten so schuldigen Gehorsam und Treue mißbilligen, oder die Aufhebung und Unterlassung des Eids verlangen sollte, nein, er giebt vielmehr ein Muster, welches das erhabene der Gottheit, unsere Pflichten, und die Versicherung solchen nachzuleben, genau bestimmt. Wir wollen nun versuchen sagt er §. 73. ob es nicht möglich sey, einen solchen Eid abzufassen, der von allen **streitenden Partheyen** könne angenommen, geschworen, und auch ohne Verletzung des Gewissens gehalten werden. Der Eingang dieses Eides ist folgender: **Ich schwöre zu dem lebendigen Gott, von dem mein ganzes Wesen und Leben alle Augenblicke abhängt. Zu dir, o Allmächtiger! vor dessen Allmacht die Mächtigen dieser Erden Staub und Asche, ja weniger als nichts sind. Zu dir, o Wahrhaftiger! der Gnade beweiset denen, die eines aufrichtigen Herzens sind, und verabscheuet alles falsche und Heucheley. Zu dir, o Gerechter! der Du einem jeden vergelten wirst nach seinen Werken, und nicht kanst unge-**

ungestraft lassen die Entheiligung deines hohen Namens. Zu dir, o Allwissender! der Du das innerste meines Herzens kennest, und alles verborgene einsiehest, so daß die Finsterniß selbst dir zum Licht wird. Zu dir, o Allgegenwätiger! der du auch jetzo auf eine besondere Weise dieser Handlung beywohnest. Zu dir, o Majestätischer Gott! der du alle Vollkommenheiten besitzest; denn dein ist das Reich, die Kraft, und die Herrlichkeit, hochgelobet in Ewigkeit. Nach diesem Eingange folgt der Eid selbst. Ich beuge mich in der tiefsten Ehrfurcht vor dem Throne deiner Herrlichkeit, und rufe dich an zum Zeugen der aufrichtigen Gesinnung meines Herzens, folgenden Pflichten willig zu entsprechen: Meine empfangene Gewalt, (dieses soll der Regenten-Eid seyn) Macht und Ansehen nicht zu mißbrauchen. Meinen Schutz, Schirm und das unpartheyische Recht niemanden zu versagen. Nichts was den Staat zerrütten kann, vorzunehmen, noch was mir diesfalls bekannt wird, zu verheelen. Nichts aus der Acht zu lassen, was zum Besten der gemeinen Wohlfahrt dienet. - - Die Unterthanen sollen diesen Eid schwören: Meine Freyheit, die ich unter der gnädigsten Regierung meiner von Gott gesetzten Obrigkeit geniesse, nicht zu mißbrauchen. Ihr zu allen Zeiten gewär-

wärtig und getreu zu seyn, nichts vorzunehmen oder zu verschweigen, was ihre Macht und Ehre verletzen möchte. Mich ihr schuldigst zu unterwerfen, das ist, falls ich ihre Gesetze übertrete, mich der Strafe zu unterziehen. Mein Gut und Blut zu Erhaltung ihrer Regierung und des lieben Vaterlandes nicht zu sparen. -- Der Beschluß endlich dieses Eides soll folgender seyn: Wie mir aber meine Schwäche bewußt ist, so flehe ich zu dem gnädigen und erbarmenden Gott, daß er diese meine aufrichtige Gesinnung in mir befestige, und durch seinen Geist mein Herz neige, diesen theuer geschwornen Pflichten nachzukommen. Amen. - - Bis hierher zeiget der Verfasser den Ursprung, Fortgang und Mißbrauch der Eide im Policey-Wesen, und wie weit sich in den mittlern Zeiten die Geistlichkeit hat gebrauchen lassen, zum Vortheil der Grossen das Volk zu fesseln. Er stehet noch nicht hierbey stille, sondern kömmt (§. 86.) auf den Religions-Eid besonders, und beschreibt, wie in den folgenden Zeiten eben auch die Kirche, unter dem Scheine der Heiligkeit, selbst Könige und Fürsten unter das Joch gebracht habe. Er sagt nemlich unter andern: Euphemius, Patriarch zu Constantinopel ist 489. der erste gewesen, der dem griechischen Kayser Anastasius die Krönung ausschlug, wenn er nicht voraus schriftlich und eidlich versprechen würde, die Reinigkeit des Glaubens zu bewahren. - - Anastasius

schwur

schwur, so bald er aber auf dem Thron befestiget war, schlug er sich zu der Secte der **Acephalorum**, und jagte den Patriarchen in das Elend. Im achten Jahrhunderte wurden die Geistlichen des höhern Ordens auch zu diesem Eide angehalten. Gregorius der zweyte hat aber dienlich erachtet, einen kleinen Zusatz zur Bewahrung der Reinigkeit des Glaubens, noch **Treue und Gehorsam** (§. 88.) beyzufügen. - - Denn als man Mittel gefunden hatte, die Bischöfe, durch die Uebersendung des bischöflichen Mantels, in einer beständigen Verbindung mit dem päbstlichen Stuhle zu erhalten; so mußte man sich endlich zu diesem Eide bequemen, besonders da nachgehends durch die Concordata das Bestätigungsrecht der Bischöfe von den Päbsten in Deutschland, Frankreich und Spanien war erzwungen worden. Die Gunst des römischen Stuhls war unumgänglich nöthig, wodurch aller Widerstand der Priester auf einmal gehoben wurde. So war auch dieser Eid von Gregor dem siebenten mit solcher Behutsamkeit aufgesetzet, daß darinne des Glaubens wenig Meldung geschiehet; alle Pflichten laufen dahinaus dem römischen Stuhle zu gehorchen, und fein ruhig dabey zu verbleiben. Endlich (§. 89.) mußte auch das Volk mit diesem Seile gewürget werden. Die Kirchenversammlung zu Thoulouse hat wegen der **Albigenser** und **Waldenser** 1129. geordnet, daß alle Mannspersonen vom zwölften Jahre an, alles, was wider die römische Kirche und den orthodoxen Glauben anstosse, abzuschwören, hingegen

den catholischen Glauben zu glauben und zu halten, und die Ketzer nach Vermögen zu verfolgen und zu entdecken hätten. - - Durch diesen Eid wurde das Wesen des Glaubens aus dem Grunde gestossen, die Menschensatzungen zu Glaubensregeln gemacht, die Gewissensfreyheit unterdrücket, und die Religion, die nicht durch Zwang, sondern durch Liebe und Ueberzeugung soll fortgepflanzet werden, zernichtet. Feuer und Schwerdt sollten die Seelen bekehren, der Eid aber sie in dem bekehrten Zustande erhalten. - - Alle diese Beschäftigungen waren vortrefliche Mittel zu der Erhebung der Priester. Wurde das wahre Heil der Kirche nicht erreichet, so wurde doch das Heil der Bischöfe nach ihren Leidenschaften befördert. Denn endlich hat alle angewendete Mühe der Kirchenversammlungen den glücklichen Erfolg gehabt, die unumschränkte Hoheit der Clerisey festzustellen, und der bethörten Welt unter dem Religionsschein ein unerträgliches Joch aufzubürden. Es ist ihr auch so weit gelungen, daß sie mit der Gottseligkeit Gewinn treiben, aus dem Altar und Beichtstuhl bisweilen eine Wechselbank machen, und aus den allerheiligsten Pflichten der Religion Vortheile erlangen kann. Dieses alles sollte auch dem Anscheine nach einen ewigen Bestand haben, denn zu allen diesen Normen wurde von der ganzen Kirche theuer bey Verpfändung der ewigen Seligkeit geschworen, dabey ruhig zu verbleiben, und wenn auch einer sich diesem Systeme widersetzen wollte, so mußte er es mit dem Leben bezahlen. Als aber

(§. 99.)

(§. 99.) die Reformation, gleich der Morgenröthe, durch diese Finsterniß hervor schimmerte, so sind zwar viele Irrthümer an das Licht gestellet und viele Mißbräuche abgeschaffet worden, jedoch sind in Ansehung des **Gewissenszwangs** noch viele Vorurtheile übrig geblieben. **Luther** wollte sie zwar gänzlich abgeschaft wissen, allein die Rechtsgelehrten vertheidigten sie als eine bequeme Vorschrift, den Rechten seinen Lauf und seine Beschleinigung zu geben. - - Man weiß, daß die Menschen so geartet sind, daß dasjenige, was einmal bey ihnen so tief eingepräget ist, schwerlich als ein Irrthum kann erkannt, noch vielweniger vertilget werden.

Die Reformatoren (§. 100.) haben mit vielen und sehr richtigen Gründen an der **römischen Kirche** ausgesetzet, daß sie zu viel den Symbolis Ansehen beygeleget, und zu deren Behauptung noch den Eid hinzu gethan, wodurch sie verkehrter Weise so hoch erhoben wurden, daß diesen Sätzen nach, Sie die Kraft der Gesetze, und eines richterlichen Ausspruchs erhalten haben, nach welchen alle Religionsstreitigkeiten mußten entschieden werden, und nach welchen auch ein jeder im Lehramte seine Begriffe einrichten, und seine Worte, nicht aber nach dem Evangelium abfassen sollte. Dieses alles wurde mit theurer Eidespflicht und Abstrafung der Widerspänstigen befestiget. Da hieß es alsbald de vita zum Feuer mit einem solchen Ketzer; da doch Paulus mit einem de vita nur anrathet, einen solchen Widerspänstigen zu meiden.

Alle diese Sätze, (§. 101.) die nach dem **canonischen** Rechte für richtig gehalten wurden, sind durch unzählige Schriften bestritten und wiederleget worden. Man setzte zum Grunde, daß alle confessiones, Formulae, canones, nicht als Gesetze könnten angesehen, noch aufgedrungen werden, weil die Glaubensstreitigkeiten von solcher Natur sind, daß sie niemals durch einen **richterlichen Ausspruch**, welcher allein **Gott** zustehet, sondern nur durch einen gütlichen und vernünftigen Vergleich können beygeleget werden. Mit solchen **Confessionen** kann dahero nicht ausgemacht werden, wer die rechte oder unrechte Meinung habe; sondern nur damit eines jeden eigentliche Meinung von der Glaubenslehre dargelegt werde, wie er sie verstehe. - - Alle **Confessionen** u. s. w. (§. 102.) waren allein in diesem Verstande und zu diesem Gebrauch abgefasset; keinesweges aber sie als Gesetze aufzudringen. So redet der **kluge** Luther hiervon: **Christus hat einen Gräuel an solchen falschen Maasen, Gewichten und Ellen.** Ueber die Artickel, die er selbst zu Schmalkalden den protestirenden Ständen übergeben, sagt er, daß er sie zu dem Ende gemacht habe, damit sie auf allen Fall eine Summe ihrer Lehre der Kirchenversammlung vorlegen könnten, wenn es verlanget würde. - - Man hat aber bald (§. 103.) die alten Kunstgriffe wieder zur Hand genommen. Man wollte einigen Fürsten und Obrigkeiten, die unverdienstliche Ehre lassen, die in ihrer Natur freywillige Religion mit Gese-

zen und Eideszwang zu fesseln. - - Dieselben Gründe und Absichten, die kurz zuvor als irrig, unnütz uud gewissenslos verworfen waren, wurden wiederum als gut, nöthig und heilsam aufgedrungen. Denn **Luther** selbst wollte endlich den Eid der Religion beybehalten wissen. Er glaubte, daß die jährlichen Abänderungen der Obrigkeiten in den Reichsstädten, und die veränderlichen Absichten der Fürsten den Lauf der Reformation hemmen könnten. **Calvinus** besorgte ein gleiches. Der Eid sollte also einen guten Sporn abgeben. So sind die grossen Männer allezeit Menschen, und legen niemals stärkere Proben ihrer Schwachheit ab, als wenn sie geistliche Dinge nach der Politik beurtheilen wollen. - - Wir müssen nun zeigen, (§. 104.) was für Unheil alle dergleichen aufgedrungene Formeln gestiftet haben. Anfangs wurden die loci communes des **Melanchthons** als ein nützliches Buch, bald aber als ein vollkommenes corpus doctrinae den Ordinandis zu unterschreiben anbefohlen. Im Jahre 1576. wurde in der Versammlung zu Lichtenburg erkannt, neben den drey Symbolis auch die **augsburgische Confession**, deren **Apologie**, Lutherus beyde **Cathechismen** und die **schmalkaldischen Artikel** als eine Regel anzunehmen. Das **Concordienbuch** wurde im Jahre 1577. auch noch als eine Norm dargeleget, wozu der Eid scharf abgefordert wurde. - - Wie unrichtig es aber (§. 105.) mit den Unterzeichnungen und Eiden hergegangen, zeigen die vielen Vorbehalte. Der eine unterschrieb

sich insgemein, der andere oberhin; in Summa, im Fundament nur an die Vorrede, nur an diesen oder jenen Artikel; bedingungsweise mit Ausnahme der Streitpunkte, mit Vorbehalt besserer Erkenntniß wie ein Catechumenus. Noch andere zweydeutig: wie ich diese vorgeschriebene Artickel billige, so unterschreibe ich sie auch. Noch andere nicht critice sondern cathegorice, und alles in seinem Werthe bleiben lassend. - - Da man endlich mit grosser Bemühung und Drangsalen 8000. Signaturen erpreßt hatte, und sich damit groß machte, daß 8000. Theologen dieses vortrefliche Buch angenommen, deren Zahl aber richtig zu machen, alle **Dorfpfarrer** und **Schulmeister** mitgerechnet wurden; so war dennoch alles unnütze. Der Friede und äusserliche Ruhestand der Kirche wurde nicht erhalten. Unzählige Streit- und Spott-Schriften, Widerlegungen und Bedenken wurden selbst von lutherischen Facultäten, Gemeinden, und Privatpersonen herausgegeben; zu geschweigen, welche Bewegungen von den reformirten Kirchen in Engelland, Frankreich, Holland, Schweiz, Pfalz, und andern Orten erfolgten. **August Churfürst von Sachsen**, unter dessen Flügeln dieses Buch war erfunden und abgefasset worden, schämte sich endlich dessen. **Das köstliche in rothen Sammet gebundene, mit Gold und Edelgesteinen besetzte Buch ward von ihm selbst in das Feuer geworfen und verbrannt.** §. 106. fährt unser Verfasser fort: Ob schon es uns sehr verhaßt ist, eigene

Fehler

Fehler zur Schau darzustellen, so will doch die Liebe zur Wahrheit, daß dasjenige, was auch bey uns geschehen, kurz gemeldet werde. Er führet hierauf die Stelle aus **Hottingers helvetischer Kirchengeschichte** R. 3. L. 7. p. 894. an. §. 107. sagt er weiter: Es ist ohnstreitig, daß die **helvetische Confession ein theures Kleinod**, und billig hochzuschätzen ist. Da sie aber zu einer Norm aufgerichtet, und mit theuren Eiden ist aufgedrungen worden, scheinet es nicht, daß wir eben denselben Fehler, gleichwie die catholische Religion begangen, und den alten israelitischen Kälberdienst entschuldiget haben? aus Furcht, das Volk möchte sich wiederum verlaufen, und die Kirchenverfassung könnte ohne dergleichen sinnliche Bilder nicht bestehen, müssen solche Glaubensbekenntnisse zur untrüglichen Regel des Glaubens aufgerichtet werden: heißt das nicht Israel wieder zum Tanz anführen? Es ist dennoch merkwürdig, (§. 108.) daß in dieser billig gelobten Confession zwey Glaubenspunkte, von der **ewigen Gnadenwahl** und **dem heiligen Abendmahl** übergeben worden, wovon in den uralten Glaubensbekenntnissen, mit welchen sie hoften auch selig zu werden, kein Wort Meldung geschiehet. Denn auch daß über diese zwey Punkte so eifrig, und so lange ist gestritten worden; und diese Wunden sind noch durch andere darüber eingeschlichene Formeln, die gleichfalls beschworen werden, beynahe unheilbar gemacht worden. -- Zur Zeit der Reformation (§. 112.) war die helvetische Confession nicht

als eine Regel, sondern als ein öffentliches Zeugniß des Glaubens aufgerichtet worden. Hierdurch wollte man den verhaßten Ketzernamen von sich ablehnen, sonst würden die Verfasser nicht beygesetzt haben: **Ob denn jemand wäre, der aus göttlichem Worte uns eines bessern unterrichten könnte und wollte, sind wir auch zu weichen und zu folgen gerüstet in dem Herrn.** Sie erwarteten nach der prophetischen Verheissung noch bessere Zeiten, eine mehrere Erkenntniß. - - Sie bescheideten sich gar wohl, nicht alle Gaben empfangen zu haben, von der Quelle des lebendigen Wesens, die niemals versiegen werde. Scheinet es aber nicht im Gegentheil, daß nach unserer beschwornen Religionsverfassung das Wachsthum in der Erkenntniß, als etwas schädliches gefürchtet werde? Scheinet es nicht (§. 114.) widersprechend, die Menschen zu solchen Glaubens Normen zu beeidigen, so lange man noch nicht den Schlüssel empfangen hat, die Herzen zu eröfnen. -- Dieses aber ist ein göttliches Vorrecht. - - In einem Freystaate wird man zugestehen müssen, daß die Unterthanen auch in Glaubenssachen alle ihre Begriffe niemals dem Willen der Obrigkeit überlassen haben, noch ihrem Willen haben unterwerfen können. Es ist irrig das Gegentheil zu glauben. Warum hat denn (§. 115.) der Heiland seine Jünger, die doch zur Ausbreitung seiner Lehre bestimmt waren, nicht beeidiget? - - Er hat keinen Religionseid weder vorgeschrieben, noch eingefordert, um zu zeigen, **daß er an jenem Tage nicht**

nicht unsere **Meinungen**, **sondern** unsere **Thaten richten werde**. Wir wissen von ihm selbst, daß das Wesen der Religion einen freywilligen Beyfall erfordere. Gott will das Herz. - - In der Folge beweiset der Verfasser, welche Uebel aus allen diesen Religionseiden entstanden, und noch entstehen können. Er empfiehlt den Obrigkeiten, sowol die Fluch- als Religionseide abzuschaffen: denn die Wahrheit kann sich selbst beschützen, und hat keinen geharnischten Verfechter nöthig. Das bishero gesagte wird den Lesern genung seyn, die Wichtigkeit des **Versuchs** einzusehen. Es ist also wohl zu wünschen, daß diese wichtigen Wahrheiten in dem Werke selbst geprüfet, und von jedermann ganz gelesen werden. Was den Styl betrift, so ist er gröſtentheils mannhaft und fliessend, die wenigen Nationalwörter geben oft dem Ausdrucke noch Stärke! *)

* * *

*) Wir nehmen an dieser Recension gar keinen Antheil, so wie wir sie erhalten, ist sie abgedruckt worden; wir haben auch in dem Auszuge selbst kein Urtheil, weder vor noch auch wider den Verfasser entdecket. Dieses war wegen gewisser Leute nöthig zu erinnern, die ausserdem neuen Stoff zu Vorlesungen und Abhandlungen gar leicht nehmen könnten. Hat der Verfasser geirret, so laßt uns seine Fehler mit Sanftmuth und Gelassenheit betrachten; hat er nicht geirret, so laßt uns weiter forschen. - -

Hausen.

Zu des Herrn von Blainville Reisebeschreibung besonders durch Italien. Erster Zusatz von Eduart Wright, oder Beobachtungen die er auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien in den Jahren 1720. 1721. 1722. gemacht, aus dem Englischen übersetzt und mit vielen Anmerkungen vermehret und erläutert von Johann Tobias Köhler, Professor zu Göttingen. Seiten 492. in 4to. Zweyter und letzter Zusatz in 138. Briefen, oder Reise eines Engländers durch Frankreich, Italien, die griechischen Inseln und Deutschland. S. 532. in 4. Lemgo 1767.

Blainville faßte diejenigen Nachrichten, die er auf Reisen sammlete in verschiedenen Sprachen ab. Sie wurden nachmals in die englische Sprache von **Georg Turnbull**, **Wilhelm Guthrie**, und **Johann Lockmann** übersetzet und in drey Bänden herausgegeben, welchen noch der vierte Band folgen sollte. Allein dieses Versprechen wurde auf einmal durch einen besondern Zufall zernichtet. Herr Johann Lockmann, welchem der Prediger Soyer, die Handschrift des **Blainville** auf seinem Todbette anver-

trauet hatte, arbeitete an dem vierten auf seinem Landguthe bey Salisbury, und brachte auch desselben Uebersetzung zu Stande; worauf er, die Reise nach London antrat, um den Schluß der ganzen Reisen zum Druck zu befördern. Allein auf eben dieser Reise nach London begegnete ihm das Unglück, daß des Abends in der Dämmerung nahe bey London eine Bande Strassenräuber seinen Koffer von der Kutsche abschnitt, und mit sich hinweg schleppte. In demselben befand sich nicht nur die blainvillische Urkunde, sondern auch seine englische Uebersetzung. Endlich fielen diese Diebe einem Richter in die Hände, dem sie bekannten, sie hätten die Papiere deswegen sogleich verbrannt, damit sie hierdurch nicht verrathen werden möchten. Wer da weiß, daß Blainville in dem dritten Bande gerade bey seinem Eintritt in das florentinische Gebiete aufhöret, und daß also nicht allein Florenz, sondern auch der größte Theil der Lombardey, als Mayland, Modena, Parma, Piacensa, Mantua, Genua, Turin und andere Oerter wären beschrieben worden; der wird gewiß mit uns diesen Verlust beklagen. Um nun die Leser einigermassen zufrieden zu stellen, hat Herr Köhler, sowol die gelehrten Anmerkungen des Ritter Eduard Wright, als auch die Briefe eines jungen englischen Herrn, welcher den grossen Naturkündiger Matthews zum Reisegefährten mit sich genommen hatte, übersetzet, und mit Anmerkungen herausgegeben. Dieses ist gleichsam die Geschichte dieser neuen Reisebeschrei-

beschreibung l). Wir haben zwar, um überhaupt von dem Plane des **Wright** unser Urtheil zu sagen, viele Nachrichten schon in dem Blainville gelesen; allein ausser diesen auch ganz neue Beschreibungen von einigen Merkwürdigkeiten in den Städten. Die vornehmste Beschäftigung des Verfassers gehet auf die **Werke der Kunst**, und daher sind die dahin gehörigen Materien mit vieler Weitläuftigkeit abgefasset worden; im Gegentheil hätten wir gewünschet, daß der Verfasser die Nachrichten von den Sitten, dem Charakter der Einwohner, von den Gewohnheiten, und der Staats-Verfassung mit eben der Sorgfalt und Weitläuftigkeit vorgestellet hätte. So ist die Gallerie des Großherzogs zu Florenz, S. 356-359. lehrreich beschrieben worden, und Herr Köhler hat hierbey selbst von S. 359-388. einige wichtige Zusätze beygefüget m). Ferner sind die Schönheiten der Palläste und anderer Denkmähler der Baukunst zu Florenz, und in andern Städten sehr genau entwickelt worden. Wir wollen die Oerter näher bestimmen, wo der Verfasser gewesen ist, und über die Denkwürdigkeiten derselben Nach-

l) Wir haben sie aus der Vorrede entlehnet.

m) aus folgenden zwey Werken: Museum Florentinum, exhibens insigniora vetustatis monumenta, quae Florentiae sunt, Florentiae 1734. fol. Statuae antiquae Deorum et Virorum illustrium centum aereis tabulis incisae, quae exstant in Thesauro Mediceo, cum obseruationibus Antonii Francisci Gorii Florentiae 1734.

Nachrichten niedergeschrieben hat. S. 1. 4. lesen wir die Reise von Calais nach Paris, und hier verdienet noch die Nachricht von der Tuchfabrik zu **Abbeville** einige Aufmerksamkeit, ob sie gleich viel vollständiger in der Gazette de commerce et d'Agriculture, wie auch der Uebersetzer bemerket, beschrieben ist. S. 14. endiget sich schon die Reise durch Frankreich, und die Städte, welche der Verfasser betrachtet hat, sind **Paris**, **Lion**, **Marseille**. Wir können eben nicht sagen, daß wir von diesen Städten viele, uns nicht schon aus andern Schriften längst bekannte Nachrichten gelesen hätten. Die Beschreibung von Paris bestehet aus zwey Seiten, und der ganze Inhalt aus der Beschreibung einiger Palläste. Von Frankreich kömmt der Verfasser nach Italien. Zu **S. Remo**, **Genua**, **Reggio**, **Parma**, **Modena**, **Mantua** und **Verona** muß der Verfasser sich nicht lange aufgehalten haben. -- Kaum verdienten diese Nachrichten gedruckt zu werden. Die Einmischung gewisser Begebenheiten verlangt eine bessere Wahl, selbst auch einen glücklichern Ton der Erzählung; keine Wiederholung von kleinen Begebenheiten, und keine so ermüdende Wendungen. Wir wollen ein einziges Beyspiel anführen, aus dem überhaupt die Leser den eigentlichen Charakter der Erzählung wahrnehmen können. Nach einem kurzen Aufenthalt in Rom (S. 23.) gieng ich nach Reggio in der Lombarden in Gesellschaft eines mayländischen Barons. Wir reiseten bey Sonnen Untergang aus, und brachten die ganze

Nacht auf dem Wege zu. Ich hatte mich den ganzen Tag über sehr ermüdet, daher wurde ich in der Kalesche sehr schläfrig, und fieng alle Augenblicke zu nicken an, mein Baron aber gab mir manchen Stoß mit dem Elnbogen und sagte immer zu mir: Si dormis, morieris! Wenn Sie schlafen, so können sie den Tod davon haben: Denn wir redeten lateinisch, weil ich im Italiänischen noch sehr schlecht bewandert war, und verstärkte die Erinnerungen seiner Elnbogen mit Beyspielen von den traurigen Wirkungen des Schlafs in der Campagna di Roma, wenn man in der heissen Zeit, und damals war es eben die Mitte des Junius, reisen will. Wir legten also einen Weg von hundert und funfzehen Meilen zurück, bis wir nach **Tonieri** kamen, wo wir uns erst zu Bette legten, denn die Gefahr wegen des Schlafens dauerte nicht über dreyßig Meilen von Rom weg. Die vollkommene abergläubische Vorsicht der Römer in diesem Stücke ist sehr groß, denn man glaubet, daß diejenigen, welche eine Zeit lang in der Stadt gelebt haben, und bey einer Reise in der Campagna schlafen, des Todes sind, hingegen aber betrift diejenigen, welche aus der Campagna in der heissen Zeit nach Rom kommen und daselbst schlafen, ein gleiches Schicksal. Diese Einbildung hatte einen so starken Eindruck auf einen Geistlichen gemacht, der in ein Kloster ziemlich weit von Rom gehörte, und Hofmeister der Söhne des Hauses war, in dem wir wohneten, daß er, als er in der heissen Zeit nach Rom kam,

um

um die Eltern seiner Untergebenen zu besuchen, zwey Nächte über, die er da blieb, sich den Schlaf durch Thee trinken vertrieb, und dieses kam mir desto ausserordentlicher vor, weil es die beständige Gewohnheit aller Italiäner ist, in der heissen Zeit ausser der Nachtruhe sich nach dem Mittagsessen noch zwey oder drey Stunden schlafen zu legen, und man hat mir erzählet, daß einige ihre Sorgfalt so weit trieben, weder ihr Zimmer zu verändern, noch auch in eben demselben ihr Bette von einer Seite auf die andere setzen zu lassen. - - Welche langweilige und ermüdende Erzählung! Venedig beschreibt der Verfasser von S. 37-83, aber beynahe alle Nachrichten stehen schon in Blainville. Nach Venedig lesen wir sehr kurze Nachrichten von verschiedenen Städten Italiens, am weitläuftigsten aber hält sich der Verfasser bey Neapel und den dasigen Gegenden, S. 123-158. bey Rom S. 159-337. und Florenz S. 352-400. auf. Bey Rom beschreibt er alle dasige Kirchen, die Palläste, das Capitol, die Lusthäuser, und bey Florenz hat der Verfasser ebenfalls Materien von dieser Beschaffenheit erläutert. Unser deutsches Vaterland wird sehr flüchtig betrachtet. Was er von Augsburg sagt, stehet bey dem Blainville viel vollständiger n). Noch viel kürzer sind die Nachrichten von andern Städten ausgefallen. Ein einziges Beyspiel! S. 478. **Memmingen**; zu Mem-

n) I. p. 266-330.

Memmingen sahen wir Störche auf den Häusern, wie in Holland. Vor einigen Häusern waren grüne Bäume aufgerichtet, und man sagte uns, dieses geschähe am ersten May hübschen Mädchen zu gefallen, von ihren Liebhabern. Die Beschreibung von Düsseldorf S. 482. bestehet in einer Zeile, und einige holländische Städte, als Amsterdam und andere, hat der Verfasser keiner grössern Aufmerksamkeit gewürdiget. - - Wir gehen zu der zweyten Reisebeschreibung fort. Die Absicht des Verfassers bey seinen Reisen, war vorzüglich die Naturgeschichte zu studiren. Er ist bey nahe an allen den Oertern gewesen, welche der vorhergehende Verfasser durchreiset ist, nur nicht in Deutschland; anstatt dieser Reise aber, lesen wir einige Nachrichten von den griechischen Inseln. Die Werke der Baukunst zu Paris und andern Oerter beschreibt zwar der Verfasser auch, aber die Nachrichten zu der Naturgeschichte werden immer die vorzüglichsten bleiben. In diese Klasse gehören: der Brief von den Aeolischen Gebürgen bey **Terni** S. 280; die Nachrichten von dem Berge **Vesuvius**; S. 353. Nachrichten von dem zu Bologna von Natur erzeugten leuchtenden Stein, und seiner Zubereitung S. 386. Nachrichten von einer grossen Naturalien-Sammlung S. 401; Die Nachrichten endlich von den griechischen Inseln, erläutern einzig und allein die Naturgeschichte. Der Ton der Erzählung selbst ist frey und aufrichtig, so gar, daß uns der Verfasser seine eigenen, und die Liebeshändel seines Freundes

nicht

nicht verschweiget. Wir haben uns aber doch gewundert Anectoden von dieser Beschaffenheit hier zu finden. S. 229. lesen wir bey der Beschreibung von Venedig folgendes: Ich fieng nun an die Entdeckung zu machen, daß dieses der Ort zu Liebesstreichen wäre, die ich vorhin für Mährchen gehalten, bloß, weil ich mich nicht unter den eigentlichen Umständen darnach umgesehen hatte. Meine Augen ließ ich nun so lange unter dem Frauenzimmer herumschweifen, bis ich eine von reizender Gestalt, und von grosser Lebhaftigkeit ausfündig machte. Ich bediente mich einer französischen Freyheit, mich in ihre Gesellschäft zu dringen. Sie nahm mich zwar, aber doch sehr artig herum, und erlaubte mir in ihrer Gesellschaft zu seyn; ich sagte ihr alles feurige und zärtliche, was mir die Begierde einen Liebesstreich auszuführen, nur eingeben konnte, sie lächelte zwar darüber, hörete mich aber doch an. Ich führete sie in Zimmer, wo eingemachte Früchte zu haben waren. Ich bediente sie, schmeichelte, und liebkosete ihr mit den feinsten Worten, die ich nur finden konnte, und fieng schon an, nicht ausser Hofnung zu seyn, mein Glück zu machen. Es war mein Ernst mich einzulassen, und meine Erwartung war nicht gering, als Herr **Matthews**, der mich an einem solchen Ort nicht allein gehen lassen wollte, woran er selbst kein Vergnügen fand, mit der größten Bekümmerniß und Schrecken im Gesichte auf mich zukam, um mir zu sagen, dieses Frauenzimmer sey eines vom ersten Range, und ihr Mann gegenwärtig,

von einem Trupp Banditen begleitet, die mich bey der ersten Gelegenheit niederstossen würden. Ich lachte anfänglich, als mein Freund auf den Urheber dieser Nachricht, einen Menschen in zierlicher Kleidung wieß, worauf derselbe zum Zeichen des Beyfalls mit dem Kopfe nickte. Darauf verließ ich mein Frauenzimmer auf einen Augenblick, um die rechte Wahrheit der mir ertheilten Warnung zu vernehmen, ich wurde auch so sehr darinnen überzeuget, daß ich meinem unbekannten Freund mit grosser Aufrichtigkeit dankte, und zu ihr nicht wieder zurück gieng. Aus ihrem Bezeigen konnte ich schliessen, daß es ihr unangenehm war, mich zu verlieren, denn sie machte ziemlich freye Versuche, mich wieder an sich zu ziehen, allein vergeblich. Ich dankte meinem guten Gestirne für meine Rettung, aber wird man sich wohl einbilden, was die Wahrheit an der Sache war? Künstliche Lügen sind in Venedig so gut im Gebrauch, als in London. Ich hatte das Wildpret nur einem andern zugejagt, denn ich sahe meinen vortreflichen, aber unbekannten Freund meinen Platz bey dem Frauenzimmer einnehmen, und ich bin nun überzeugt, daß seine Warnung nur ein Mährchen vom Knecht Ruprecht gewesen, um mir das Frauenzimmer zu entziehen. - - - Dieses Histörchen ist noch immer erträglich gegen andere, in welchen der Verfasser recht ängstlich alle und jede kleine Umstände von seinen Liebesbegebenheiten, wiederholet und eben so langweilig erzählet. - -

Kleine

Kleine Schriften und Abhandlungen.

Elogium Io. Friderici Burgii, Theologi Vratislauiensis Primarii Autore Christ. Adolpho Klotzio. Halae MDCCLXVII. 116 Seiten in 8vo.

Das Urtheil von den Verdiensten, besonders eines Gelehrten, das bey seinem Leben, nach den Leidenschaften der Menschen, nach Vorurtheilen, und oft nach dem Geiste einer jeden Provinz so verschiedene Gestalten annimmt, bekömmt alsdenn erst seinen richtigen Stempel, wenn wir weder seine Tugenden und Talente mehr beneiden, noch auch sie mit übertriebenen Lobsprüchen anpreisen können. Alsdenn verschwindet aller Schatten der Ehre, die Leidenschaft verlieret ihre Gewalt, die Wahrheit tritt hervor, und entscheidet allein.-- Von dieser kann sich der Mann vom Verdienste die größte, die edelste Belohnung versprechen, und wenn die Zeit die prächtigsten Denkmähler zerstöret, so macht das Monument, das ihm die Wahrheit errichtet, seinen Namen auf immer unvergeßlich. -- Und wenn nun selbst ein grosser Mann, dieses von der Wahrheit errichtete Monument gleich-

sam verschönert, wenn dieser jede unserer Tugenden genau bestimmt, alsdenn erst werden sie mächtige Beyspiele für spätere Zeiten. - - - Die Verdienste des Herrn Burgs sind bekannt; allein er selbst würde sich gewiß keinen grössern Geschichtschreiber haben wählen können, als er an dem Herrn Klotz erhalten hat. Jede Begebenheit seines Lebens, die vielleicht ihrer Veranlassung und Entwickelung nach keine Aufmerksamkeit verdienet hätte, wird groß, da sie dieser Schriftsteller erzählet; jede Handlung dieses Mannes, wird lehrreich, und ein Muster der Nachahmung, oft eben darum, weil sie der Geschichtschreiber nach seinem Geiste und nach seiner Denkungsart vorzustellen gewußt hat. An diesem Leben können unsere und auch die Biographen der Ausländer die Kunst lernen, selbst Gegenständen, die ganz einfach und eingeschränkt sind, den grossen Ton der Erzählung zu geben, welcher den lehrreichsten Nutzen über viele ausbreitet. Da das Leben dieses verehrungswürdigen Mannes des Herrn **Burgs** bekannt ist, so will ich dasselbe nicht wiederholen, sondern vielmehr nur einige vorzügliche Stellen abzeichnen, um endlich die letzte Folgerung hervorzubringen: Wie soll eigentlich der **Biograph** bey den Begenheiten denken, und wie soll er sie vorstellen? Nach einer allgemeinen Betrachtung über seinen Gegenstand S. 1-8., zeiget der Verfasser dem Leser seinen Plan, und sagt: Exponemus igitur primum de vita viri beati: a quibus ortus, quomodo

modo institutus fuerit, quae fata expertus, quae munera gesserit: tum praeclarissimas animi virtutes recensebimus: denique de ingenio, eruditione et scriptis agemus. - - Er redet hierauf von der Erziehung, von den academischen Beschäftigungen, und von den Ehrenstellen des Herrn Burgs. Hier lesen wir unter andern folgende schöne Stelle. S. 35: Noster igitur regii in supremo consistorio consiliarii nomine et honore auctus ornatusque atque praefectus rebus ecclesiarum scholarumque omnium Silesiae, qua Senatus Vratislauiensis ecclesiastici curae commissa est difficillimum munus nouo onere augeri sensit. Erat enim a Rege nostro, qui etiam hoc titulo magni nomen tuetur, quia execrabili tyrannidi animorum infestus auream sentiendi, addemus precandi Deumque adorandi, libertatem restituit, nullumque imperio animorum durius saeuiusque esse sibi persuasit, omnibus ob mite hoc ingenium carus, et, qui post nos erunt, venerabilis, a Friderico igitur iis, qui ex Augustanae Confessionis lege Deo sacra faciunt in Silesia, duro antea seruitii jugo pressis, aedes sacras aedificandi facultas concessa erat. Incredibile alicui videri posset, esse inter Christianos, qui fratres suo arbitrio Deum colere nolint, qui eos, quoties rem diuinam facere velint, summas molestias perferre cogant, qui a Deo hominum generi datam libertatem crudeliter constringant, et eripere iis gestiant. Sed nil tam saeuum, durum et incredibile est, quod non in superstitionem cadat. - - S. 42. beschreibt

der Verfasser, das im Jahre 1761. von dem Herrn Burg begangene Jubiläum seines Amtes. Auch hier lesen wir einige vortrefliche Stellen, und besonders ist die Freude der Einwohner von Breßlau sehr lebhaft geschildert. S. 55. wird der Charakter dieses Mannes abgezeichnet. Jeder einzelne Zug dieses Charakters ist schön gewählet, richtig verbunden, alle zusammen sind so neben einander gestellet, daß sie ein regelmässiges, und da wieder jede Eigenschaft mit **eigenen** Betrachtungen verschönert ist, ein lehrreiches Gemählde ausmachen. Wir wählen zum Beyspiele eine einzige Stelle, aus welcher man die ganze Schilderung wird beurtheilen können. S. 70. sagt der Verfasser: Hac etiam animi morumque ſuauitate accidiſſe exiſtimo, vt *Burgium* non ii ſolum in oculis ferrent, in deliciis haberent, qui ad Lutheranum, qui Vratislauiae eſt, coetum pertinerent, ſed colerent quoque amarentque qui aliis doctrinis addicti in ea vrbe verſantur. - - Nam et aegrotantis Burgii animam ſalutemque piis precibus Deo commendauerunt, et mortui funus multi ſacerdotes proſecuti ſunt, memoriamque beati viri comiter vſurpauerunt primarii quoque illarum partium viri. Nun folget S. 71-75. eine sehr rührende Stelle von der so nöthigen Duldung aller Religionen in einem Staate, eine Stelle, die dem Herzen des Verfassers, und seiner Liebe zur Wahrheit, eben so viele Ehre macht, als seinem Genie. Die letzten Worte dieser vortreflichen Stelle können wir nicht mit Stillschweigen übergehen.

gehen. Te inprimis (S. 73.) o Saxonia, quam ſemper amaui, licet praeter naſcendi caſum nihil tibi debeam, cuique ex animo omnia bona precor, hortor, atque admoneo, vt, qnam in compluribus ſacerdotum tuorum multi jure vituperaſſe ſibi videntur, erga alias Chriſtianorum familias, acerbitatem non raro in verborum contumeliam erumpentem, audacterque, omnes praeter paruulum gregem, damnantem coelique quaſi fores illis occludentem, cohibeas atque abjicias. Neque enim ea de cauſa tuis finibus purioris doctrinae lucem inferre juſſit praeclare de nobis omnibus meritos viros immortalis Deus, vt tui doctores inueherentur atrociter in quoslibet alios, et judicia ferrent crudelia de eorum poſt mortem conditione, ſed vt exemplum praeberes et verae et humanae doctrinae amantiſſimae prouinciae. Sed reſtant antiquae veſtigia potentiae, quam Sacerdotes iis temporibus ſibi arrogauerunt, quibus ab arbitrio illorum aeternam ſalutem dependere ſibi mortales perſuadebant, quam licet triſti illo jugo excuſſo, nondum iis legibus cohibuiſti et temperaſti, quas prouinciarum Germaniae quorundam exemplum tibi commendat. Audimus quotidie eorum voces et acerba judicia de iis omnibus, qui non Lutheri cathedram Vitenbergenſem ſuperſtitioſe venerentur, quamque reliquarum religionis partium multa bona et ſalubria docere credant, imo de quibusdam alios rectius exiſtimare cenſeant. - -

Johann George Friedrich Franz von der genauen Uebereinstimmung geschickter Lehrer in öffentlichen Schulen mit den größten Staatsmännern. Leipzig 1767. S. 210. in 8vo.

Wahrer Unsinn eines ganz thörichten Magisters der sieben freyen Künste! Ich lese im Register: Critic über Merkels Buch vom Charakter der Geistlichen, und schlage nach S. 206.: Herr M. Merkel behauptet, daß er einige lächerliche Charaktere bey einer Wasserkur im Frühjahre geschildert hätte. Gehorsamer Diener, mein Herr! sie irren sich, sie sind schon im Jahre 1759. auf dem Paullino zu Leipzig zu Fastnachten, vermuthlich bey Pauliner-Wasser abgefasset. Noch andere Beyspiele wird kein Leser von diesem unsinnigen Gewäsche verlangen. Beschwerlichkeit genung vor den, der Bücher von dieser Gattung lesen muß.

Die

Die Religion nach der Politik, entworfen von H. . . . Dessau 1767. S. 70, nebst einem Anhange von 25 Seiten in 8vo.

Der Verfasser beurtheilet sich selbst in der Vorrede. Er sagt: **zur Erfindung bin ich zu stupid;** aufrichtiger hat noch kein Schriftsteller gehandelt. Denn dieses kann man ihm auf sein Wort glauben.

Heinrich Ferdinand Christian Freyherr von Lynker Nachrichten von den Vorzügen, und der Titulatur eines römischen Königes, auch desselben Erhöhung zum kayserlichen Throne. Halle 1768. 76 Seiten in 4to.

Was in unzähligen Systemen und Compendien des deutschen Staatsrechts schon so oft ist gesagt worden, wird hier noch einmal wiederholet. - - -

Dissertatio de successione filiorum in res vtensiles maternas ex juribus ciuitatum Dresdensis et Lipsiensis auctore Augusto Friderico Schatto Ph. et I. V. D. MDCCLXVII. 4 Bogen in 4to.

Da die Kenntniß und Untersuchung einzelner Stadtgesetze selbst über das deutsche Recht vieles Licht ausbreitet, so verdienet diese gründliche Abhandlung unsere Aufmerksamkeit. Der geschickte Verfasser hat einen Versuch mit der nach dem Sachsen-Rechte, üblichen Gerade gemacht, und die Abweichung der Dresdner und Leipziger Statuten, in Ansehung der von einer Mutter verlassenen Gerade von dem gemeinem Sachsenrechte gezeiget. Diejenige Art der Erbfolge, welche man Gerade nennet, hatte ihren guten Grund, als sie in dem mittlern Zeitalter aufkam, wo man die Töchter von aller väterlichen Erbfolge ausschloß. Nachdem aber diese Ursache, besonders durch Einführung des römischen Rechts, größtentheils aufgehöret hat, so hätte auch die Gerade und der Vorzug der weiblichen Linie, vor der männlichen, zugleich wegfallen sollen. Man hat dahero in vielen Städten, wo die Gerade eingeführet ist, für billig gehalten, diesen Unterschied, zum Vortheil der Söhne etwas einzuschränken, und diesen wenigstens

nigstens in gewissen Fällen das Recht, sich die mütterliche Gerade zuzueignen, gegeben. Merkwürdige Beyspiele davon findet man in Dresden und Leipzig, die der Verfasser untersuchet und erkläret hat. Aus dieser Absicht werden einzelne Verordnungen der Dresdner, (Cap. 1.) und Leipziger (Cap. 2.) Statuten angeführet, erläutert, und hierbey noch besondere Rechtsfragen vorgetragen und entschieden. Wir wollen ein einziges Beyspiel anführen: In dem Dresdner Stadtrechte ist verordnet, daß die Söhne, wenn sie keine Schwester, oder Schwester-Töchter am Leben haben, nach ihrer Mutter Absterben, den nächsten Muhmen, mehr nicht, als die halbe Gerade auszuantworten schuldig sind. Es wird also den Söhnen nur alsdenn die mütterliche **Gerade** zugeeignet, wenn die Mutter (§. 2.) weder Töchter, noch Enkelinnen von Töchtern hinterläßt. Der Verfasser wirft hierbey die Frage auf: Ob die Söhne (§. 3.) auch alsdenn sich dieses Recht anmaassen können, wenn ihre Schwestern an solchen Oertern sich aufhalten, wohin die **Gerade** wegen der Retorsion nicht verabfolget wird. Er zeiget, daß man in diesem Falle, die **Gerade** als gemeines Erbe ansehen, und nach diesem Begriffe unter die Söhne und deren auswärtige Schwestern (§. 4.) theilen müsse. Ist der Mann von einer verstorbenen Frau noch am Leben, so wird dieser den Söhnen, vermöge einer ausdrücklichen Verordnung der Statuten vorgezogen. Ein Geistlicher endlich (§. 5.) schließt ebenfalls, wie der Verfasser richtig urthei-

urtheilet, seine übrigen Brüder aus, weil dieser nach dem gemeinen Sachsenrechte in der Gerade denen Töchtern gleich geachtet wird. Auch diese Schrift macht der Gelehrsamkeit des Verfassers viele Ehre. - -

Dissertatio historica de Principe Illustri Eberhardo miti, Comite Wirtembergico. Auctore Lud. Iosepho Uhland, Hist. Prof. P. O. Tübingen 1765.

Der Herr Professor **Uhland** hat in dieser Schrift dasjenige, was er von dem Grafen Eberhard dem Milden in andern Schriften vorgefunden, mit Fleiß zusammengetragen, und damit denen, welche weder Zeit noch Lust und Gelegenheit haben, in denen von ihm angeführten Büchern selbst alles aufzusuchen, ohne Zweifel einen angenehmen Dienst erwiesen.

Neue Entdeckungen in der würtembergischen Historie haben wir freylich nicht gefunden: es ist auch schwer, wo nicht unmöglich, da man von diesen ältern Zeiten, theils keine mehrern Quellen aufgefunden hat, theils der Zugang zu hier und da vielleicht noch verborgen liegenden Urkunden und Urschriften insgemein verschlossen ist.

Seite

Seite 18=21. theilet der Verfasser die Reihe der Mömpelgardischen Grafen mit, welche bisher noch nicht sonderlich bekannt ist. Es ist aber seine Erzählung nur ein Auszug, aus Herrn Du Vervoy, 1762. in Straßburg vertheidigten Abhandlung von der Geschichte dieser Grafen. Und in Ansehung der Beweisgründe, beziehet sich der Herr Professor schlechthin auf die gedachte straßburgische Abhandlung. Die Erbschaft der Gräfin Henriette von Mömpelgard, welche sie ihrem Gemahl Eberhard von Würtemberg zubrachte, begrif nach dem Inhalte des Testaments, das ihr Großvater Graf Stephan gemacht hatte, wie Herr Uhland setzet. „Comitatum Montisbeliar„densem cum appendicibus, *Bruntrutensem*, Gran„gianam, Clerualensem et Passauant. *Dynastias*, „cum feudo Rupensi.„ Allein Bruntrut war keine Dynastie, welche Graf Stephan besessen hatte, sondern er hatte nur die Stadt pfandsweise von dem Bischofe zu Basel erhalten, und im Jahre 1461. wurde solche wieder ausgelöset. Ich weiß daher nicht, wie der Verfasser S. 22. sagen kann: „eo quidem optato cum euentu, vt „omnes Henriettae in Stephaniano Testamento „assignatae ditiones ad illustriss. Domum Wirtem„bergicam transierint, et *ad nostra vsque tempo„ra felicissime permanserint.* Bruntrut ist, wie jedermann weiß, seit 1461. nimmer in Würtembergischen Händen gewesen.

Wenn S. 30. Anmerk. u) der helvetische Geschichtschreiber **Josias Simler**, hier **Semler** heisset,

heisset, so wird es vielleicht ein Druckfehler seyn.

S. 31. wird gemeldet, daß Graf Eberhard den Kayser Sigismund zu der Kirchenversammlung nach Kostnitz begleitet habe, und zum Beweise eine Stelle des **Mutius**, Lib. 37. p. 172. angeführet „comitantibus eum praeter alios princi„pes, Comite de Wirtemberg, *Ludouico*, Duce „Saxoniae &c.„ Ich habe den **Mutius** wirklich nicht bey der Hand: allein hier scheinet eine Unrichtigkeit zu seyn. Wer soll dieser Ludouicus seyn? Weder der Graf von Würtemberg, denn dieser, und sein Sohn hiessen Eberhard, und sein Enkel Ludwig war damals noch ein Kind. Noch der Herzog von Sachsen: denn unter den Herzogen von Sachsen giebt es nicht einmal einen mit Namen Ludwig, vielleicht sollte es Ludouicus C. P. heissen. Denn Churfürst Ludwig von der Pfalz war vom Anfang bey dieser Versammlung gegenwärtig. In der zugleich angeführten Stelle aus **Nauklers** Chronik, ist eine andere Unrichtigkeit unbemerkt geblieben. Die zweyte Gemahlin Graf Eberhards heisset S. 30. §. 14. **Elisabeth**, eine Tochter Burggraf Johanns von Nürnberg, in der angeführten Stelle aber *Anna* Comitissa de Wirtemberg, welches offenbar falsch ist. Uebrigens begeht **Naukler** eben den Fehler, den Mutius auch begangen hat, und sagt: Regi associatus erat Ludouicus Dux Saxoniae.

S. 32. §. 16. erzählet der Verfasser zwar, daß Graf Eberhards Tochter Elisabeth hätte sollen

mit Marggraf Bernhards von Baden Sohne, auch Bernhard genannt, vermählet werden, und beruft sich auf des berühmten Schöpflins Hist. Zaringo-Badensem. Daß sie aber den Grafen Johann von Werdenberg, wider der Grafen von Würtemberg Willen, (dieses müßten ihres Bruders Söhne, die Grafen Ludwig und Ulrich seyn,) geheirathet habe, sagt er, ohne einen Gewährsmann zu nennen. Er übergehet auch, was Pregizer in Würtemberg. Cedernbaum S. 10. sagt, daß sie in ihrer Jugend, mit beyderseitiger Eltern Einwilligung, Herzog Ernsts von Bayern Prinzen, Albrecht den dritten hätte sollen heirathen, wozu sie aber hernach keine Lust bezeuget. Dieses hätte also hier auch berühret, und entweder widerleget oder bestätiget werden sollen.

C.

Das gelehrte Deutschland oder Lexicon der jetztlebenden deutschen Schriftsteller, zusammen getragen von Georg Christoph Hamberger. Zweyter Abschnitt Lemgo 1768. S. 462. in 8vo.

Dieser zweyte Abschnitt endiget sich mit dem Buchstaben S. Es ist noch immer dieser Plan, den wir bey dem ersten Abschnitte beurtheilet haben o). - - Nach-

o) In dem zweyten Theile dieser Bibliothek.

Nachtrag zu den Briefen der Lady Maria Worthley Montague, aus dem Englischen. Leipzig 1767. 56 Seiten in 8vo.

Wenn auch die witzige **Montague** nicht die Verfasserin von diesen Briefen seyn sollte, so herrschet doch in derselben ein lebhafter und munterer Ton der gefallen muß. Es sind in allen acht Briefe. Der erste Brief, in der Reihe der drey und funfzigste, enthält nur häußliche Angelegenheiten. In dem zweyten schildert die Lady die türkischen Frauenzimmer. Die Pracht und Putz, (S. 17.) der hier in den Wohnungen vornehmer Frauenzimmer herrschet, scheinet ihr größtes Vergnügen zu seyn. Hierzu kömmt ihr Gefolge von Sclavinnen, deren Musik, Tanz und Kleidung sie sehr belustigen. Allein mitten unter dieser Grösse herrschet ein so steifes und gezwungenes Ansehen, welches macht, daß sie mir nicht lange gefällt, so sehr sie mich auch auf den ersten Anblick geblendet hatte. Dieses steife und gezwungene Wesen aber, ist blos den türkischen Damen eigen. Denn die griechischen Schönen sind von ganz andern Sitten und Gesinnungen. Bey ihnen zeiget sich das Vergnügen unter einnehmendern Gestalten; und ihren Personen, Sitten, Gesprächen und Zeitkürzungen fehlet es gar nicht am

Zier-

zierlichen und Ungezwungenen. -- In dem dritten Briefe beschreibt die Lady ihren Aufenthalt in Italien, und im vierten sagt sie unter andern S. 31. von der Erziehung der Franzosen: Die Frauenzimmer bilden hier den Charakter der Mannspersonen, davon überzeugt mich jede Gesellschaft, worein ich komme. Es scheinet hier gar kein Zwischenstand zwischen der Kindheit und dem männlichen Alter zu seyn. So bald der Knabe nicht mehr am Bande geführet wird, schickt man ihn in die Welt. Die Frauenzimmer sind seine Hofmeister, sie machen auf ihn die ersten Eindrücke, welche gemeiniglich haften, und sind schuld, daß sich die Mannspersonen durch die Nachahmung ihrer Minen und Reitzungen lächerlich machen; so daß der Anstand in den Sitten hier ein seltnes Ding vor dem Alter von sechzig Jahren ist. Sagt nicht der König David von gewissen Leuten: sie gehen daher wie ein Schattenbild? Ich denke, so sagt er, und ich bin versichert, das gilt besonders von den Franzosen. -- Doch er gehet seines Gangs lustig daher, und scheinet an der leeren Erscheinung viel Vergnügen zu finden. -- S. 42. 56. stehen die Gedanken der Montague über den Satz des **Rochefoucault**: daß der Ehestand zwar zuweilen bequem, niemals aber angenehm sey. Ohne der Galanterie, welche kein Philosoph billigen wird, eine Apologie zu schreiben, so enthalten doch die Gründe des **Rochefoucault** viele Stärke und Gewicht, welche die Lady nicht alle geschwächt hat.

Leben und Charakter

Christian August Crusius p).

Crusius hatte Leipzig verlassen, und begab sich nach Dresden. Hier war sein Aufenthalt von kurzer Dauer. Sein Vaterland konnte ihm nicht einmal entfernte Hofnungen zu einem Glücke zeigen. Die Ehrenstellen wurden nur allzu oft den Leidenschaften preiß gegeben, die Belohnungen dem Meistbietenden, oder dem Schmeichler überlassen; und der Mann vom Verdienste und Rechtschaffenheit, mußte gemeiniglich an diesen Klippen des Eigennutzes scheidern. Dieses war die Regierung eines Mannes, q) dem die Geschichte noch ein eigenes Denkmal stiften wird, damit das Beyspiel der Leidenschaft, den Namen der Tugend nicht noch in künftigen Zeiten entheilige. - - Nach dem Bey-

p) Der Anfang stehet im zweyten Theile.

q) Heinrichs, Grafens von Brühl.

Beyspiele sehr vieler grosser Männer, verließ Crusius sein gegen Tugend und Verdienst unempfindliches Vaterland, und folgte dem Rathe seines Freundes des Herrn **Junkers** r), durch dessen Empfehlung er die Stelle eines Mitglieds bey der Academie zu Petersburg, erhalten hatte. In diesem Amte suchte Crusius seinen angefangenen Plan immer weiter auszubilden; noch zufrieden mit seinem Schicksale, widmete er sich ganz den Musen, und von dem Beyfall einiger angesehener Männer aufgemuntert, war sein Eifer unermüdet. Nach einigen Jahren wurden diese seine Verdienste noch mehr geschätzet und belohnet. Man ernennte ihn zum Nachfolger des **grossen Beyers** s), vermehrte seinen Gehalt, und er lehrte nunmehro die Geschichte und die Beredsamkeit. Ausser den Verrichtungen, die sein Amt von ihm verlangte, faßte er damals verschiedene Schriften ab, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern von grossen Kennern gebilliget wurden. Allein eben diese beständigen Beschäftigungen mit der Gelehrsamkeit, und diese unermüdete Wachsamkeit für die Gaben des Geistes, breiteten nachmals tausend Unbequemlichkeiten über sein ganzes Leben aus, tausend Uebel, die

r) er hielt sich als russischer Hofrath am Dresdner Hofe auf.

s) Theophilus Siegfr.

ihn niemals verliessen, und deren traurige Folgen er bis auf die letzte Stunde seines Lebens empfinden mußte. Mit einem Worte zu gleichgültig gegen die Pflichten des menschlichen Lebens, wurde er von diesem Fehler ganz unvermerkt und im Traum zu vielen andern dahin gerissen. Selbst diese Fehler blieben ihm unbekannt, bis es zu spät war sie zu verbessern, und bis schon Widerwärtigkeiten die Ruhe und Zufriedenheit seines Lebens erschütterten. Nunmehro wurde ihm selbst das Land, in dem er lebte, verhaßt, er wünschte einmal über das andere, dasselbe zu verlassen, und selbst die Musen, die nur einem aufgeheiterten Geist die angenehmste Gesellschaft sind, konnten vor ihn, da er von Zerstreuungen und Sorgen ganz unterdrücket wurde, keinen Reitz mehr haben. Er klagte dieses Schicksal seinen Freunden in Deutschland, er bat sie ihn aus einem Labyrinth heraus zu führen, in welchem er sich mehr durch das Laster des Betrugs, als durch eigene Fehler verirret hatte. Auf keinem dieser Freunde setzte er stärkere Hofnung, und keinem klagte er mit grösserer Offenherzigkeit die Sorgen, welche ihn quäleten, als dem bekannten **Geßner** t). Ich will hier den Charakter dieses Gelehrten gar nicht ent-

t) Professor zu Göttingen.

entscheiden; allein so oft ich seine Briefe lese u), so überzeuge ich mich, wie viele Grösse und Stärke der Seele erfordert werde, um unsere einmal festgesetzten Ideen von dem betrügerischen Ruhm, den so heiligen Pflichten der Freundschaft aufzuopfern. Kurz **Geßner** zeigte ihm in jedem Briefe neue Aussichten, neue Hofnungen, er richtete ihn stets auf; allein diese Aussichten verloren sich immer wieder, die Hofnung verschwand, und **Crusius** verließ sich ganz fruchtlos auf seinem Freund. - - Inzwischen sorgten einige Freunde in seinem Vaterlande für sein Glück, und er wurde, das er vielleicht am wenigsten vermuthet hätte, zum Nachfolger des bekannten **Johann Wilhelm Bergers** x) ernennet. Aber auch diese Ehrenstelle, und sein nunmehriger Aufenthalt zu **Wittenberg**, ertheilten ihm gar nicht diejenige Ruhe des Gemüths und die Zufriedenheit, welche er so sehnlich gewünschet hatte, und anstatt nunmehro endlich heitere Tage zu sehen, unterdrückten ihn weit grössere Stürme des Unglücks, als jemals. Seine Besoldung war schwach, und sei-

u) Der Herr geheimde Rath Klotz hat sie der Vorrede, von den Opusculis des Herrn Crusius beygefüget.

x) Professors der Beredtsamkeit zu Wittenberg.

ne Vorlesungen blieben ganz ohne Beyfall. Vielleicht würde man sich wundern, daß **Wittenberg** die Gelehrsamkeit dieses Mannes, nicht besser geschätzet habe; wenn uns nicht die Geschichte weit **grössere Namen** aufweisen könnte, die eben dieses Schicksal erfahren haben. Ich will die Ursachen nicht alle bestimmen, aber eben so wenig kann ich sie alle mit Stillschweigen übergehen. Die griechische und lateinische Litteratur haben fast zu jeder Periode auf unsern deutschen Universitäten nur **Undankbaren** ihre Schätze gezeiget; aber vielleicht eben darum ist auch die Armuth des Geistes unter unsern Gelehrten so allgemein. - - Gewisse Gaben des Vortrags, ein herablassender Ton, eine nöthige Einschränkung unserer Kenntnisse; selbst eine Unterdrückung des Feuers der Einbildungskraft; diese Gaben können uns bey allem Genie und Gelehrsamkeit fehlen, (je stärker wir beyde besitzen, und uns nicht überwinden können, destomehr werden sie uns fehlen) und sie sind ein neues Hinderniß. Man überdenke endlich den Zustand, und die Verfassung der meisten Universitäten. Auch hier haben kleine Geister nur allzuoft ihre Wohnung aufgeschlagen, und die wahre Philosophie, welche hier allgemein herrschen sollte, wird von der Gewalt der Leidenschaften ganz verdrängt. Jene unedlen Künste, welche dem Menschen, noch vielmehr dem **Weisen** so viele Schande machen, des Eigennutzes, der Eifersucht, der Un-

wahr-

wahrheit, und der Verläumdung üben in diesem kleinen Zirkel der menschlichen Gesellschaft alle Tyranney aus. - - Ganz falsche Ideen vom Ruhme, der eine weit schärfere Prüfung, und auch einen viel grössern Umkreis verlanget, verhindern selbst die Ausbreitung der Wissenschaften, machen das Leben mißvergnügt, und zerstören die Bande der Einigkeit. - - Vielleicht ist vielen diese Vorstellung sehr unangenehm, und wenn nicht eben diese Leidenschaften, den Gelehrten, dessen Leben ich abzeichne, verfolget hätten, so würde ich sie ganz unterdrücket haben. Ich eile bey dem häußlichen Leben des Herrn **Crusius** ganz flüchtig vorüber, und will weder den Vorhang ganz aufziehen, noch auch ihm eine Apologie schreiben. Die Natur hat mir ein viel zu empfindliches Herz geschenket, als daß ich bey den traurigen Schicksalen eines Gelehrten lange stille stehen könnte. Ich wünsche alle, selbst meine Feinde, glücklich zu sehen. Und zu der Apologie besitze ich keine Talente. - - Allein ich weiß auch, und dieses zu sagen, bin ich doch wol dem Andenken dieses Mannes, und noch mehr der Wahrheit schuldig, daß die Sprache der Verläumdung viele Erdichtungen von seinem häußlichen Leben ausgebreitet; daß die Eifersucht der **übrigen Lehrer**, ihn unterdrücket, und daß selbst ihr Neid, sein Ansehen auf der Universität, geschwächt hat. Vielleicht würde er niemals auf verschiedene Fehler gefallen seyn, wenn ihm nicht diese Leidenschaf-

ten alle Zufriedenheit geraubet, und sein ganzes Leben mißvergnügt gemacht hätten. Selbst der weiseste Mann kann oft dem Strome nicht widerstehen. Er faßt oft tausend gute Rathschläge, wenn er aber siehet, daß sie ihm alle verunglücken, daß ihn stets die Bosheit und der Neid übermannen und besiegen, so verliert er zuletzt allen Muth, die Klugheit verläßt ihn nach und nach, seine Leidenschaften wachen auf, die Tugend wird ihm selbst verdächtig, und um sich gleichsam an ihr zu rächen, wird er zu Fehlern verleitet. - -

So traurig gieng das Leben dieses Gelehrten vorüber, dessen Gelehrsamkeit dem Jüngling sehr lehrreich seyn, und der Universität einen eigenen Glanz ertheilen konnte, wenn sie ihn nicht selbst verdunkelt hätte. In den letzten Jahren seines Lebens hielt er gar keine Vorlesungen, er faßte nicht eher Schriften ab, als bis die Pflichten seines Amtes sie verlangten, und da überhaupt sein Leben eine beständige Abwechselung von traurigen Vorfällen, Zerstreuungen und Unruhen war, so konnte er nur selten an seine ehemalige vertraute Gesellschaft, an die stillen Musen zurück denken.

Er starb unvermuthet in diesem Jahre, aber mit einer grössern Zufriedenheit und Standhaftigkeit, als ihm vielleicht seine Feinde jemals gewün-

schet hatten. - - Hier könnte ich mich entfernen, da schon ein Gelehrter seine Naturgaben sehr richtig bestimmt, und seine Verdienste genau abgewogen hat; aber dem Geiste eines so grossen Schriftstellers y) von ferne zu folgen, ist für mich ein zu edles Vergnügen, als daß ich dasselbe mir rauben sollte! - -

Wenn auch Crusius keine ausserordentliche und hell hervorglänzende Talente des Geistes von der Natur erhalten hatte; so waren sie doch glücklicher, als die Fähigkeiten vieler anderer Gelehrten, und sie würden noch eine weit grössere Bewunderung verdienen, wenn eine öftere Uebung, sie vollkommen ausgebildet hätte. Er besaß eine sehr tiefe Kenntniß von der griechischen und lateinischen Litteratur, und seine Schriften zeigen, daß er selbst den Geist und die Gedanken der Schriftsteller Roms und Griechenlands sorgfältig studieret hat. Einige einzelne Stellen derselben wurden von ihm sehr glücklich verbessert. Bey diesen Verbesserungen waren seine Talente dem Geiste

y) Der Herr geheimde Rath Klotz in der Vorrede der opusculorum des Herrn Crusius, aus welcher überhaupt die Materialien zu diesem Leben genommen sind.

der prosaischen Schriftsteller gerade angemessen, und seine Muthmassungen waren immer glücklich. Allein bey den Verbesserungen der Poeten, verließ ihn das Gefühl der Schönheit, und er irrete nur allzu oft. Seine lateinische Schreibart hatte nicht den eigentlichen Geist der Schönheit, und den wahren Charakter des Alterthums, sondern sie bestund mehr aus einem zwar gut gewählten Ausdruck, der aber überall eine sclavische Nachahmung von verschiedenen Schriftstellern zeiget. Crusius versuchte auch zu dichten, allein die Musen waren unwillig, und verlangten sein Lied nicht zu hören. Die Geschichte der Deutschen, welche ihn ein **Mascov** gelehret hatte, blieb immer sein vorzügliches Studium; vielleicht aber würde er in derselben noch weit grössere Kenntnisse erlanget haben, wenn ihm die Critik der Geschichtskunde, und die neuere Litteratur genauer bekannt gewesen wären. Sein moralischer Charakter, den uns seine Feinde so verdächtig gemacht haben, war freylich nicht von allen hell hervorschimmernden Fehlern frey; allein nur Güte des Temperaments, selbst in gewisser Absicht seine grosse Neigung zur Gelehrsamkeit, und die Leidenschaft seiner Feinde, hatten ihn auf Abwege geführet. Von der Religion dachte er gerade so, wie es der Aberglaube des Orts, wo **Luthers Reliquien** noch verehret werden, verlangte. Er lästerte auf alle andere Religionen, und widersprach dem Geiste der Liebe und der Sanftmuth, diesem einzigen

und wahren Kennzeichen des praktischen Christenthums. Mit grossem Mitleiden habe ich eine Schrift von ihm gelesen z), in welcher ganz die Empfindungen einer allgemeinen brüderlichen Liebe, ohne welche ich mir keine wahre Religion denken kann, vertilget werden. Das herrschende Beyspiel des Orts, wo er lebte, hatte entweder sein Genie in Glaubenssachen ganz verfinstert, oder er dachtean die Worte des Bischofs Hare, die gewiß mit einigen wenigen Einschränkungen von diesem Orte gesagt werden können: Sie mögen thun, was Sie wollen; seyn Sie nur Orthodox! Ihre Orthodoxie wird eine Menge von Sünden zudecken. Aber eine ganze Wolke von Tugenden wird nicht hinreichen, auch nur den kleinsten Mangel von Orthodoxie zu bedecken! a) - -

Schrif-

z) Dissertatio qua faces religionis obtentu incendio reipublicae subjectae considerantur in den Opusculis S. 43. besonders S. 45.

a) The difficulties and Discouragements Which attend the Study of the scripture.

Schriften.

Commentarii de Originibus pecuniae a pecore ante numum ſignatum. Accedit ejusdem Oratio habita in conuentu academico cum auſpicaretur munus Profeſſoris Petropoli. 1748. 8.

Probabilia Critica, in quibus veteres Graeci et Latini Scriptores emendantur et declarantur, Lipſiae 1753.

Opuſcula ad Hiſtoriam et Humanitatis Litteras ſpectantia Praefatus eſt Chriſtianus Adolphus Klotzius. Altenburgi MDCCLXVII. 8.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hausen, Carl Renatus

Carl Renatus Hausens Allgemeine Bibliothek der Geschichte und der einheimischen Rechte in Deutschland

Bd.: 1,3

Halle (1767)

Germ.g. 180-1,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10477272-5
VD18 90062663